


# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

[Merkwürdige Übersichten, Geschichten und Anekdoten alter und neuer  
Zeit]

## Eine Spielhölle.

 Ich war noch nicht lange in den Dienst der Londoner Geheimpolizei getreten, als mich eines Tages der Chef derselben in sein Cabinet rufen ließ und mir einen Auftrag theilte, auf den die scharfsinnigsten und gewandtesten meiner Kollegen stolz gewesen wären. Es handelte sich um die Aufhebung einer Bande falscher Spieler, die seit längerer Zeit, namentlich unter den höheren gesellschaftlichen Kreisen London's großes Unheil angerichtet hatten.

Indem er mir ein genaues Verzeichniß der Verdächtigen mit den nöthigen Notizen übergab, theilte er mir mit, daß einer der letzten Opfer der Bande der junge Merton, Sohn erster Ehe der Lady Everton sei. „Ihre Herrlichkeit“ fuhr er fort, „hat sich nun an uns gewendet, um ihren Sohn den Klauen jener Elenden zu entreißen; begeben Sie sich heute Nachmittag, natürlich im Civilanzuge, zu ihr, um die fernern nöthigen Mittheilungen von ihr zu erlangen.“ Nachdem er mir noch einige interessante Instruktion erteilt, wurde ich entlassen.

Zur bestimmten Stunde fand ich mich in dem Hotel der Lady Everton ein. Ich brauchte nur meinen Namen zu nennen, um sofortigen Einlaß zu erlangen. In dem Salon traf ich die Dame mit ihrer Tochter. Ohne Zweifel hatten sie mich erwartet. Bei meinem Eintritte schienen beide etwas erstaunt. Wahrscheinlich stand mein Aeußeres wie mein Auftreten nicht im Einklange mit dem Bilde, das sie sich von einem Beamten der Polizei gemacht hatten. Ich hatte mich allerdings sehr elegant gekleidet, und war aus bessern Tagen gewohnt gewesen, mich in den Sälen der feinen Welt zu bewegen, aus denen mich nur Jugendthorheiten und falsche, nichtswürdige Freunde entfernt hatten. Nachdem Lady Everton mein Beglaubigungsschreiben durchgesehen, hieß sie mich niederstigen und theilte mir im Wesentlichen Folgendes mit.

### I.

Ihr Sohn, Karl Merton hatte wenige Monate nach erlangter Großjährigkeit das Unglück gehabt, in die Hände jener Spieler und Schurken zu fallen, die ihre Geschicklichkeit zur Hälfte in der Welt, zur Hälfte aber ganz besonders in jenen geheimen Schlupfwinkeln zeigen, welche sich dem Auge der Polizei mit überaus großer Schlaubeit zu verbergen wissen. Die Leidenschaft des Spieles hatte sich des jungen Mannes mit einer wahren Wuth bemächtigt. Fast alle Tage

und mehr noch die Nächte seines fieberhaften Lebens verbrachte er vor dem grünen Tische. Eine Reihe von Verlusten, die er arglos nur einem fortgesetzten „Wech“ zuschrieb, hatten nicht nur alles baare Geld, das er ererbt hatte, sondern auch noch bedeutende Summen, die er der thörichten Nachsicht seiner Mutter zu entreißen gewußt, verschlungen; außerdem hatte er, wie es in solchen Fällen stets zu geschehen pflegt, Ehrenscheine, Wechsel, Schuldbekentnisse aller Art für enorme Beträge unterschrieben. Der Hauptleiter bei diesen Beraubungen, die den Ruin des jungen Mannes mit Nothwendigkeit herbeiführen mußten, war ein gewisser Sandfort, ein Mann von auffallend feinem Wesen; er war der leitende Geist, die Seele dieser Bande von Schurken, die zu überwachen und auf der That zu erwischen, ich bestimmt war. Merkwürdigerweise hegte der junge Merton, wie dies nicht selten der Fall ist, zwischen Opfer und Henker, zu jenem Manne das blindeste Vertrauen, und gab sich blind seiner Führung hin, indem er sogar bei ihm Hülfe gegen das ihn verfolgende Unglück suchte.

Mit dem größten Interesse nahm ich diese Mittheilungen entgegen. Im Laufe derselben hatte ich aus Einzelheiten in Betreff des Aeußern und den Manieren Sandfort's den Schluß gezogen, daß Lady Everton ihm persönlich kannte, was auch in der That richtig war, da Merton diesen sog. Ehrenmann seiner Mutter und Schwester vorgestellt hatte. Ich ließ mir diese Einzelheiten wiederholen und jedesmal riefen sie seltsame und schmerzliche Erinnerungen in meinem Geiste wach. Ein Verdacht, der bei der Durchsicht der ersten Notizen in mir aufgestiegen war, griff immer mehr um sich, und zwar in der Weise, daß, als Lady Everton ihre Mittheilungen beendigt hatte, ich überzeugt war, daß dieser Sandfort niemand anders sein könne, als eben jener Mensch, dem ich mein eigenes Unglück zuzuschreiben und dem ich geschworen hatte, ihm, wenn es mir jemals möglich würde, Alles mit reichlichen Zinsen heimzuzahlen. Ich hielt selbstredend dies für mich und empfahl mich den Damen, nachdem ich ihnen noch das Versprechen abgenommen hatte, ihrem Sohne und Bruder nicht ein Wort von unserer Zusammenkunft mitzutheilen.

Auf dem Heimwege hatte ich nur einen Gedanken. Wenn er es wirklich wäre!“ wiederholte ich fortwährend, „wenn dieser Sandfort niemand anders als jener elende Cardon wäre, würde dein Triumph ein

vollendeter sein und es bedurfte wahrlich keines besondern Antriebes von Seiten der Mutter Merton's, um meinen Eifer zur höchsten Gluth anzufachen.

Fürwahr! ein zu Grunde gerichtetes Vermögen, eine verfehlte Laufbahn, eine ruinirte Zukunft, eine junge, sanfte und schöne Frau, die durch seine Verbrechen aus glücklichen, ja reichen Verhältnissen in das tiefste Elend gestürzt ist, — sind das nicht Gründe genug um auch das trügste Thier, das jemals über die Erde gekrochen ist, zum lebhaftesten Eifer anzuspornen? Ha, gebe es der Himmel, daß mein Verdacht gegründet ist! dann aber hüte dich, Sandsfort Cardon, denn der Rächer sitzt dir auf den Fersen!“

Lady Everton hatte mir mitgetheilt, daß Sandsfort die Gewohnheit habe, jeden Abend das Ballet in dem Opernhause zu besuchen. Ich begab mich noch am nämlichen Abende in das Theater und ließ mir, als ob ich eine Loge mietzen wollte, das Verzeichniß der Plätze vorlegen. Auf diese Art erfuhr ich, ohne Aufsehen zu erregen, welchen Platz er gemietet habe.

Es war schon zehn Uhr und noch immer war die von mir schon seit langer Zeit im Auge behaltene Stelle nicht besetzt. Schon begann ich daran zu verzweifeln, heute Abend etwas ausrichten zu können, als plötzlich die Thüre sich öffnete und zu meiner unermesslichen Freude der angebliche Sandsfort eintrat, der, wie ich gehofft hatte, niemand anders als jener Cardon war, aber eleganter, unverschämter denn je. Er hatte einen jungen blassen Mann von hocharistokratischem Wesen im Arme, indem ich sofort Karl Merton erkannte, da mir dessen Portrait von seiner Mutter gezeigt worden war. Mein Entschluß war sofort gefaßt. Nach einer Pause von einigen Minuten, während der sich meine furchtbare Aufregung einigermaßen legte, stieg ich zum ersten Range hinauf und trat kühn in die Loge. Cardon dreht mir den Rücken. Ich schlug ihn leicht auf die Schulter. Mit einer raschen Bewegung drehte er sich um.

Der Anblick eines Basilisken, der wie die Märchen erzählen, die Eigenschaft besaß, alles lebende was ihm begegnete zum Erstarren zu bringen, konnte bei Cardon keine größere Wirkung hervorbringen als meine Begegnung. Indessen war mein Blick, Dank meinen Anstrengungen, freundlich und versöhnlich; es muß ihm unmöglich gewesen sein, auf meinem Gesichte auch nur das geringste von den Gefühlen zu lesen, die in meinem Innern tobten, und die Hand, welche ich ihm darbot war weiter nichts, als Einladung zur Erneuerung der alten Freundschaft.

„Waters“, stammelte er endlich, indem er mit

Mühe das ihm dargebotene Zeichen des Wohlwollens und Vertrauens ergriff, „Waters, wer zum Teufel aber konnte denken Dir hier zu begegnen?“

„Du offenbar nicht, Cardon, da du einen alten Freund wie sein Gespenst betrachtest, und nicht als ob er Fleisch und Wein hätte!“



„Komm laß uns draußen etwas gemüthlich plaudern, sprach er dann lebhaft, dann sich zu dem jungen Merton wendend sagte er zu diesem:

„Ein alter lieber Freund, verehrter Lord; klatschen Sie für uns beide, während ich draußen mit ihm einige Worte austausche; ich werde im Augenblicke wieder zurückkommen.“

Als wir draußen angekommen waren, und Cardon sich mit mir allein sah, kehrte seine gewohnte Kaltblütigkeit zurück.

Aber liebster Waters, was soll ich dazu sagen; nimm mir's nicht übel: als wir uns zum letztenmale sahen, glaubte ich Du seiest, — wie soll ich mich eigentlich ausdrücken? hilf mir doch, zum Teufel!“

„Aha, Du meinst ruinirt, kaputt, so nennt man's ja. Donnerwetter, das wußte Niemand besser als ich!“

„Nun, nun, da denkst Du am Ende noch gar, ich sei auch ein Bißchen daran schuld?“

„Ach was, ich denke gar nichts; freilich hätte ich

bis vor drei Monaten mancherlei denken können; allein vor drei Monaten hat mir mein würdiger alter Onkel die Gnade erwiesen, in's Jenseits abzumarschieren . . ."

"Ach, was Du nicht sagst, der gute Mann ist wirklich todt, auf Ehre?"

"Siehst du denn nicht, daß ich noch tiefen Trauer trage?"

Cardon affectirte eine komische Theilnahme.

"Sei meines innigsten Beileides versichert, obschon ich kaum glauben kann, daß Dein Schmerz so tief, wie Dein Noth schwarz ist."

"Es ist etwas Wahres an dem, was Du sagst, Cardon", entgegnete ich; "Du weißt, daß ich Deinen Scharfblick niemals bestritten habe! doch will ich Dir Eins sagen: meine schlechten Gewohnheiten habe ich ein für allemal abgelegt; zum Teufel mit allen Karten und Würfeln; ich hab es nun einmal meiner Frau versprochen und werde weder die einen noch die andern jemals anrühren."

Der kalte Blick dieses eingefleischten Teufels, denn ich mußte stets glauben, daß er ein fleischgewordener Teufel sei, ruhte spöttisch und zweifelnd auf mir, als er aus dem Munde eines leidenschaftlichen Spielers, wie ich gewesen, solche Worte vernahm. Indessen begnügte er sich mit den herzlichen Worten:

"So ist's Recht. Ich kann dies nur billigen; doch jetzt wollen wir zu Merton zurück."

"Ist's einer von unsern Leuten?" fragte ich lachend.

"Nein, ein junger Mann aus einer der besten Familien der Stadt. A propos, Waters, aus gewissen Familienrückichten, die ich Dir später einmal näher auseinandersetzen werde, nenne ich mich augenblicklich Sandfort."

"Sandfort!" wiederholte ich.

"Jawohl, vergiß es nicht; doch komme rasch, bevor die Vorstellung zu Ende geht."

Wir traten wieder ein, und wurde ich dem jungen Lord wiederholt als ein alter wahrer Freund vorgestellt, den Sandfort seit Jahren verloren zu haben geglaubt hatte.

## II.

Nach Beendigung der Vorstellung schlug uns Sandfort vor, in ein dem Theater gegenüber gelegenes Caffeehaus zu gehen. Wir nahmen den Vorschlag an und verließen das Theater. Auf der Treppe stießen wir gegen meinen Chef, der gleich uns das Theater zu verlassen im Begriffe stand. Er dankte auf die Entschuldigungen Merton's mit einem leichten Gruße,

während seine Augen kalt über uns alle schweiften, ohne daß auch nur das leichteste Zucken derselben verathen hätte, ob er den Einen oder Andern von uns kenne. Ich dachte schon, daß er mich in meiner neuen Kleidung gar nicht erkannt habe; als ich indessen beim Hinabsteigen mich einmal umbrehte, enttäuschte mich in dieser Hinsicht ein heller Strahl, der wie ein Blitz aus seinen Augen hervorschoß und gleichzeitig Befriedigung und Ermunterung ausdrückte. Er wußte noch nicht, wie wenig ich irgend welcher Ermunterung bedurfte.

Sandfort bestellte Champagner und wir tranken sehr vergnügt in aller Schnelligkeit drei oder vier Flaschen. Besonders war Sandfort guter Dinge. Er war ein glänzender und geistreicher Plauderer; seine Unterhaltung fruchtete von Anekdoten aus der Scandalchronik der höheren Welt; offenbar rührte diese gute Stimmung von der neuen Beute her, die er in mir sah. Ich war ihm weiter nichts als ein reicher Dummkopf, der eben so leicht zum zweiten Male zu ruiniren war, wie es zum ersten Male geschehen, und sein habgieriges Herz berauschte sich augenscheinlich schon im Voraus in dem gewissen Siege über die guten Vorsätze und die Gelübde der Solidität, die ich dem Gott der Ehe dargebracht hatte.

Nach Mitternacht lud uns Sandfort ein, mit ihm zu „einem seiner Freunde“ zu gehen, wo wir eine gute und heitere Gesellschaft finden würden. Die Einladung wurde von Merton mit großer Lebhaftigkeit angenommen, der offenbar das bloße Champagnertrinken für ein zu unschuldiges Vergnügen hielt und schon längst Zeichen der Langweile gegeben hatte. Ich erhob mich, nahm meinen Hut und verließ mit beiden das Lokal.

"Du gehst natürlich mit, Waters," sagte Sandfort; "hoffentlich ist in Deinen Gelübden nichts enthalten, das Dich hinderte, dem Spiel zuzusehen."

"Nein," entgegnete ich, "aber Du mußt mir Dein Ehrenwort geben, mich nicht zum Spiele anzureizen."

"Gewiß, von ganzem Herzen, Deine Jugend soll keine Versuchung meinerseits erleiden, auf Edelmann's Wort"

Nach etwa zehn Minuten waren wir an der Thüre eines seinem Aeußern nach sehr anständigen stillen Hauses angekommen. Es lag in einer jener zahlreichen Straßen, die nach dem Themse-Ufer führen. Ein leiser Schlag Sandforts gegen die Thüre wurde sofort erwidert, dann erfolgte durch das Schlüßelloch der Austausch eines Lösungswortes und wir traten ein.

Beim Lichte einer in dem Hause gange aufgehängten Lampe stiegen wir in den obern Stock. Die Laden

waren hier sämmtlich mit größter Sorgfalt dicht verschlossen, so daß es für die in der Straße Vorübergehenden unmöglich war, auch nur den geringsten Verdacht zu schöpfen. Das Zimmer, in das wir traten, war hell erleuchtet; auf zwei Tischen lagen Karten und Würfel. An beiden war man in Thätigkeit. Ein dritter bot Wein, Liqueur und Backwerk in Hülle und Fülle dar.

Ich warf einen flüchtigen Blick über die Gesellschaft. Sie bestand aus etwa zwölf bis fünfzehn Personen; vier oder fünf derselben gehörten, wie Merton, unzweifelhaft den höheren Ständen an, die andern waren Schurken von der Sorte meines Freundes Sandfort Cardon. Ich zitterte einen Augenblick, als ich diese düstern Gesichter ansah, bei dem Gedanken, es möchte der Eine oder Andere aus dieser saubren Gesellschaft den richtigen Beweggrund errathen, der mich hieher führte. Bald sah ich indessen ein, daß meine Furcht grundlos und es doch sehr wenig wahrscheinlich sei, daß ich erkannt würde, da ich erst wenige Monate im Dienste war und stets in einem ganz entlegenen Viertel am entgegengesetzten Ende der Stadt fungirt hatte. Gleichwohl richteten sich bei meinem Eintritt sofort unruhige und fragende Blicke nach Sandfort, namentlich erschien ein großer Schlingel, der sich den Anschein eines Amerikaners gab, sehr vorwiegend.

„Ich stehe für ihn,“ hörte ich endlich Sandfort sagen, „und zum Teufel, wenn ich einmal für Einen einstehe, so will ich hoffen, daß Niemand in der ehrenwerthen Gesellschaft es wagen wird, Mißtrauen gegen ihn zu hegen!“

Dann flüsterte er dem Vorwiegigen einige Worte in's Ohr, die ein spöttisches Lächeln bei demselben hervorriefen und seinem Benehmen gegen mich eine mir günstige Wendung gaben. Dies beruhigte mich; denn obgleich ich in beiden Hosentaschen geladene Pistolen hatte, die ich stets gefaßt hielt, so hatte ich mich doch bis dahin in dieser Gesellschaft, deren Mitglieder mit wenigen Ausnahmen in's Zuchthaus gehörten, noch immer sehr unbehaglich gefühlt.

Das Spiel war im lebhaftesten Gange. Nach einiger Zeit machte mir Jemand leichthin den Vorschlag mitzuspielen; ich schlug es ab, und man schien weiter kein Gewicht darauf zu legen. Nach wenigen Minuten wurde der Angriff erneuert, und ich verteidigte mich diesmal schon schwächer; ich sah, wie die Theilnehmer Blicke wechselten, die besagten, man möchte meinen Gewissensbedenken noch einige Zeit lassen. Einem dritten Angriffe konnte ich endlich nicht widerstehen; ich willigte ein, jedoch unter der Be-

dingung, daß ich nicht mehr als eine gewisse Summe zu setzen brauche. Es wurde dies mit der größten Bereitwilligkeit nachgegeben, und da man ja, wie es hieß, nicht des Gewinnes, sondern nur der Unterhaltung wegen spielte, so wurde mir das Spiel vollständig freigegeben. So kam ich denn schließlich dem Amerikaner gegenüber zu sitzen.

Es war dies ein Mensch, der sein Geschäft verstand und die zarte Rücksicht gebrauchte, mich anfänglich gewinnen zu lassen, so daß ich schließlich eine schöne Summe von Goldstücken besaß, die direkt aus der Tasche des Teufels in die meinige gewandert war.

Während alles dessen verlor ich indessen Merton nicht aus den Augen. Wie mir schien, verlor er enorme Summen und war schon so weit, daß er aus Mangel an baarem Gelde, mit Wechseln zahlte. Die förmlich organisirte Plünderung war eine so verwegene, daß es seiner Unerfahrenheit bedurfte, um nicht zu merken, daß er das Opfer von gewandten und unverschämten Gaunern war. Er argwöhnte nicht nur nichts, sondern ließ sich lebighlich von den Rathschlägen seines Freundes Sandfort leiten, der übrigens selbst keine Karte anrührte.

Gegen sechs Uhr des Morgens trennte sich unsere ehrenwerthe Gesellschaft, indem sich jeder durch eine Hintertüre entfernte, nachdem ihm vorher das Lösungswort für den folgenden Abend mitgetheilt worden war. Einige Stunden später theilte ich meinem Chef den Stand der Dinge mit. Er war entzückt über die Art meines ersten Auftretens in einer wichtigen Angelegenheit, wünschte mir zu meinem Erfolge Glück und empfahl mir Vorsicht und Geduld.

Es wäre mir ein Leichtes gewesen, die ganze Bande in einer Schlinge zu fangen, da ich einmal das Lösungswort kannte. Doch hätte ich damit nur die Hälfte meines Auftrages vollführt. Es waren nämlich verschiedene dieser Glenden, und Sandfort gehörte zu dieser Zahl, nicht nur des professionsmäßigen falschen Spieles, sondern noch obendrein der Fälschung, jedenfalls aber der Verbreitung falscher Bankbillets verdächtig. Ich mußte es daher so weit zu bringen suchen, daß ich die gesetzlichen Beweise auch für dieses Verbrechen in die Hände bekam, sobald aber auch, soviel als möglich, die Werthpapiere, welche Merton abgeschwindelt worden waren, mit einem Griffе zurückerhielt.

Während der folgenden acht Tage trug sich nichts Erwähnenswerthes zu.

Die Nächte wurden einmal wie das andere Mal verbracht und Merton sank immer tiefer in den

Abgrund. Eines Abends kam er mit dem Schmutz seiner Schwester an; er verlor denselben, ohne daß Jemand daran gedacht hätte, ihn zu fragen, woher er denselben habe. Endlich waren seine Ehrenschulden, wie man noch immer mißbräuchlich die Spielschulden nennt, zu einer solchen Höhe angewachsen, daß sich Sandfort — natürlich zu seinem Bedauern — genöthigt sah, ihm zu eröffnen, daß wenn er nicht ein größeres Ansehen auf seine Güter aufnehme, um alle die von ihm verpfändeten und ausgestellten Obligationen, Schulverschreibungen und Wechsel einzulösen, Niemand mehr mit ihm spielen werde.

Ich muß es zur Ehre Merton's sagen, daß er dieser Alternative gegenüber, welche nicht nur ihn, sondern seine ganze Familie zu ruiniren drohte, bedenktlich wurde. Um seine Anstände zu beseitigen, wurde ein Mittel angewendet, das, wie kindisch es auch aussehen mag, doch selten seinen Zweck verfehlt. Merton hielt sich nämlich für einen ausgezeichneten Ecarte-Spieler; man schlug daher dies Spiel vor und ließ ihn mehrere Partheien gewinnen, zum anscheinend unverholenen Verdruß der besiegten Mitspieler. Es war dies dieselbe Falle, die man auch mir gelegt hatte, weshalb ich sie auch sofort entdeckte. Schließlich kam ich zur Ueberzeugung, daß man einen Hauptschlag vor hatte.

Wie man sich denken kann, war ich in den verfloffenen acht Tagen nicht müßig geblieben. Ich hatte Sandfort unter der Hand und auf einem für ihn ganz zuverlässig erscheinenden Wege wissen lassen, daß ich nur noch kurze Zeit in London bleiben werde, bis ich eine Summe von 30,000 Thlr. erhoben habe, die einen Theil der Erbschaft meines Onkels ausmache. Die betreffende Person welche ihm dies hinterbrachte, fügte hinzu, daß ich sofort nach Empfang des Geldes in die von mir zum ferneren Aufenthalte gewählte Provinzialstadt zurückkehren werde.

Wie funkelten die Augen Sandfort's und seiner Schüler, als ich ihnen so leichtthin dies mittheilte, was sie schon längst wußten.

Die Sache nahte ihrem Ende, in dieser Nacht noch mußte die Entscheidung erfolgen. Merton hatte Hypothesen gemacht, Gelder empfangen und sollten seine Wechsel und Schuldscheine andern Tages bezahlt werden. Nebenher hatte ich die Bemerkung fallen lassen, daß ich am nämlichen Tage jene 30,000 Thaler einzuziehen solle, wegen deren ich so lange in London geblieben sei.

Geblendet durch die neuen Triumpfe im Ecarte und angeflacht von seinem Freunde Sandfort, hatte

Merton in der Nacht vor der zu leistenden Rückzahlung einen verhängnißvollen Entschluß gefaßt, der ihm indessen schließlich doch zu seinem Glück gereichte. Anstatt nämlich einfach das zu zahlen, was er schuldig war, hatte er sich entschlossen, baare Summen gegen seine Schulverschreibungen zu setzen, so daß, wenn ihm das Glück wollte, er in einer Nacht Alles zurückgewinnen konnte, was er in sechs Monaten verloren hatte. Seine Gegner ihrerseits konnten im entgegengesetzten ungünstigen Falle hoffen, zu den Verschreibungen auch noch den Rest des baaren Geldes ihres Opfers zu gewinnen.

Die Sache wurde von Sandfort so eingefädelt, daß Merton selbst den Vorschlag machte. Zunächst erhob sich ein anscheinend sehr lebhafter Einspruch dagegen; da aber Merton darauf bestand, und er von Sandfort darin unterstützt wurde, so gab die Gesellschaft endlich nach. Es wurde beschlossen, daß das Ecarte das Mittel sein solle, durch welches Merton wieder in das Eigenthum seiner Willets eingesetzt werde, sein Vermögen und damit die geistige Ruhe wieder gewinnen könne, die er so vollständig verloren hatte. Als dies Alles festgesetzt war, hing sich Merton ganz freudig erregt in den Arm Sandfort's, indem er zu ihm sprach:

„So, mein Freund, jetzt schwöre ich Dir, daß, wenn ich gewinne, ich niemals mehr eine Karte anrühren werde.“

Der Aermste bemerkte nicht das spöttische Lächeln, das rasch wie ein Blitz über die falschen Angesichter seiner Spielfreunde glitt.

Die nächstfolgende Nacht sollte die Entscheidung sehen. Das Spiel, bei dem fast eine halbe Million den Einsatz bildete, wurde mit noch größerem Ernste als ein Duell behandelt.

### III.

Die von Merton und seinen Gegnern, von den Räubern wie von dem Beraubten so sehnlich erwartet kam endlich heran. Mit nicht geringerer Unruhe als die zunächst Theilhaftigen hatte ich dieselbe erwartet. Es waren acht Spieler, die zugegen sein sollten, kein Fremder außer mir hatte Zutritt; ich verdankte dieses Vorrecht natürlich jener Erbschaft, die ich gemacht haben sollte.

Ich hatte Merton nur einen Rath zu geben gewagt, und zwar unter dem feierlichsten Versprechen unverbrüchlichen Geheimnisses. Ich hatte ihm gesagt:

„Sorgen Sie dafür, daß vor Beginn des Spieles die sämmtlichen Schriftstücke, welche sie unterzeichnet, und die Edelsteine, welche Sie verloren haben, sowie

einem der von Ihnen risicirten Summe entsprechen- den Betrag in Gold oder Papier vor Ihnen auf dem Tische niedergelegt wird.“

Er sagte mir dies zu und versprach darauf zu halten, daß nicht davon abgewichen werde.

Ich meinerseits traf alle Vorbereitungen wie zu einem Kampfe. Es waren einige Minuten nach Mitternacht, als ich, Dank dem mir bekannten Loosungsworte eingelassen wurde. Im Augenblicke meines Eintritts hatte sich zwischen Merton und seinen Gegnern ein lebhafter Wortwechsel entsponnen; der junge Mann bestand darauf, daß Alles so eingerichtet werde, wie ich es ihm gerathen, denn voll Vertrauen in Folge des Glückes der vorhergegangenen Tage hoffte er, daß ihn auch heute Abend das Glück nicht verlassen werde.

Meine Ankunft war von Wirkung.

„Da ist ja Waters“, rief Sandfort, „er kann uns aus der Verlegenheit ziehen. Hast Du Dein Geld eingezogen?“

„Ja, ich hab's in Banknoten bei mir,“ erwiderte ich.

Gegen mein Ohr geneigt, flüsterte nun Sandfort: „Leih' mir hunderttausend Franken, in einer Stunde erhältst Du hundertfünzigtausend zurück.“

„Danke schön,“ entgegnete ich kalt, „ich pflege mein Geld immer nur dann herauszugeben, wenn ich's verloren habe.“

Ein stehender Blick Sandfort's war die Antwort.

Da die nach der Forderung Merton's nöthige Summe nicht vorhanden war, so durchwühlten sämtliche Spieler ihre Taschen, während Einer das Lokal verließ, um das fehlende herbeizuschaffen. Nach einer Abwesenheit von einer halben Stunde kam er mit einem ganzen Päckchen Bankbilletts an. Wie ich erwartet, waren es falsche ausländische Bankbilletts.

Merton zählte und prüfte dieselben, entdeckte aber Nichts; dazu bedurfte es eines geübteren Auges.

Das Spiel begann.

7 Jemehr sich der Austritt entwickelte, desto lebendiger trat mir Alles vor Augen, was sich in jener Nacht zugetragen, in der ich mein ganzes Vermögen verloren hatte, so daß ich mich von einem Fieber unwiderstehlich ergriffen, und ich mich, von der Aufregung fast betäubt, durch jenen dem Spieler eigenen Schwindel hingerissen fühlte; ich wurde aber noch rechtzeitig inne, daß meine Aufregung, weil ich nicht beim Spiele theilhaftig sei, verdächtig erscheinen könne, und stürzte ein Glas Wasser nach dem andern hinunter, bis ich wieder ruhiger geworden war. Die Spieler waren glücklicherweise zu sehr mit sich beschäftigt, um etwas von meiner Aufregung zu bemerken. Merton gegenüber gab

man sich heute nicht einmal die Mühe, ihn sicher zu machen und ihn zunächst einige Parthieen gewinnen zu lassen; von dem ersten Spiele an hatte er immer verloren; die Einsätze wurden verdoppelt, verdreifacht, vervierfacht; sein Hirn war in Brand und er spielte mit der Leidenschaft eines Wahnsinnigen. Die Wanduhr schlug zwei Uhr. Jeder Schlag hatte einen Wiederhall in meinem Herzen gefunden. Zwei Uhr war die Stunde, in der diesem Räuberwesen ein Ende gemacht werden sollte.

„Still! was war das?“ rief plötzlich Sandfort, dessen Gesicht nach und nach die Maske abgelegt hatte, die es gewöhnlich Merton gegenüber zu zeigen pflegte, „habt ihr nicht ein Geräusch im untern Stoc gehört?“

Allerdings hatte ich es gleich Sandfort wahrgenommen, aber ich allein konnte es erklären.

„Ich habe nichts gehört,“ erwiderte ich ruhig.

In der That war wieder Alles stille.

„Drücke einmal auf die Lärmglocke, Adolph,“ gebot Sandfort einem der neben ihm Stehenden.

Der Angeredete that, wie ihm geheißen.

Nicht nur mit dem Spiele, sondern selbst der Athem wurde angehalten, bis die Antwort heraufkam.

Sie kam.



Die Glocke schlug leise ein-, zwei-, dreimal an. Es war das Zeichen, daß Alles in Ordnung sei.

„Nun aber vorwärts,“ rief Sandsfort. Dann murrte er vor sich hin: „es wäre wahrlich auch schade, wenn man gerade jetzt, da die Comödie zu Ende geht, noch gefeiert würde.“

Ich hatte den Beamten, die mich unterstützen sollten, Befehl gegeben, sich in bestimmter Reihenfolge einzufinden: zwei, in Civilkleidung, sollten sich mit Häfen des ihnen von mir gegebenen Lösungswortes Eintritt ins Haus verschaffen, drei sofort des Pförners bemächtigen, und ihn knebeln. Ich hatte ihnen genau mitgeteilt, wie sie auf die mit der Lärmsacke gestellte Frage zu antworten hätten. Wenn sie die drei Schläge auf der Glocke abgegeben, sollten sie leise mit den übrigen inzwischen eingelassenen Beamten die Treppenhinaufsteigen und sich meines Zurufs gewärtig, im Hausgange aufstellen, um sofort die ganze Bande zu verhaften!

Die Hintertüre, durch welche wir uns gewöhnlich des Morgens entfernten, war sorgfältig bewacht, jedoch so, daß Niemand es bemerken konnte.

Ich besorgte nur Eines: Daß nämlich die Banditen rechtzeitig die Gefahr bemerken, die falschen Banknoten zerreißen, die Lichter auslöschen und durch irgend einen geheimen Ausgang entweichen möchten.

Der Augenblick war gekommen. Ich nahm meinen ganzen Muth zusammen.

Das Spiel hatte mit größerem Eifer denn je begonnen.

Ich fuhr unmerklich in meine Taschen, spannte geräuschlos die Hähne meiner Pistolen, um sofort Feuer geben zu können — denn ich wußte, daß ich ein verzweifelter Mensch ohne Hoffnung spielte, aber ich war entschlossen, Alles gegen Alles einzusetzen.

In dem Augenblicke, als Alle in das Spiel vertieft waren, erhob ich mich und ging ungerührt nach der Thüre, öffnete dieselbe etwas, wie wenn ich noch wegen des vorher vernommenen Geräusches unruhig sei. In meiner größten Beruhigung sah ich den Ausgang mit meinen Leuten angefüllt, die schweigend und finstler wie die Nacht dastanden.

Ich zog meinen Kopf zurück, schloß die Thüre und setzte mich wieder an den Tisch Merton's.

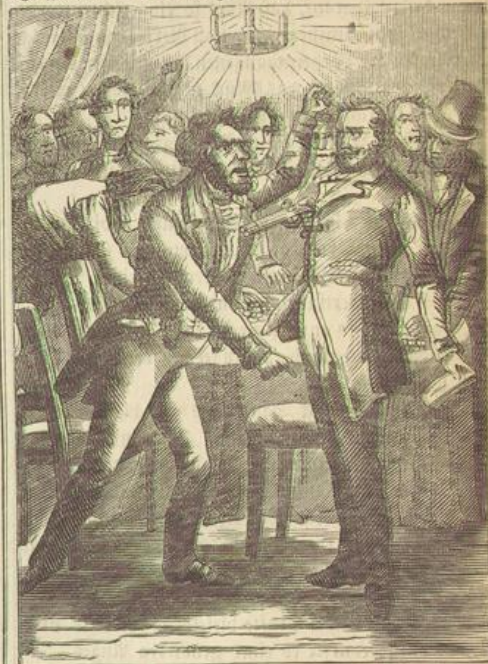
Er hatte natürlich das Spiel verloren, welches vorher die Aufmerksamkeit der Uebrigen so sehr in Anspruch genommen hatte. Der letzte Einsatz wurde gemacht; zwölftausend Thaler waren im Spiele.

Merton verlor wieder. Aber kaum war die letzte Karte gefallen und ihm damit die sichere Ueberzeugung seines Verlustes gekommen, als er von seinem Orte

emporschnellte; indem Todtenblässe sein Gesicht bedeckte; endlich brachen auch Worte durch die zusammengeknurrte Kehle; und heftige Verwünschungen kamen über seine Lippen.

Sandsfort und seine Kumpane zählten während dessen ruhig ihre ungeheure Beute; und eine schmutzige und höllische Freude strahlte auf allem Gesichte.

„Verräther, Dieb, Verräther,“ schrie Merton, „Du hast mich beraubt, ruinirt, enteignet!“ damit versuchte er Sandsfort, wie von plötzlichem Wahnsinn ergriffen, an der Kehle zu fassen.



„Natürlich,“ entgegnete Sandsfort mit Kälte, indem er zugleich ohne Mühe sich von den Händen befreite, die seinen Hals umfaßt hielten; „gewiß, ich bin's gewesen, und ich glaube, daß Alles recht geschickt angelegt war und mit großer Kunst durchgeführt wurde; jetzt kann ich Ihnen nur noch einen Rath geben, lernen Sie von uns spielen, schließen Sie sich uns an; vielleicht gelingt es Ihnen, Ihr Vermögen von einem reichen Mutttersöhnchen zurückzugewinnen, den Sie natürlich erwischen, wie wir Sie erwischt haben, für den Augenblick ersuche ich Sie indessen, zu schweigen, Ihr Lob und Schimpfen kann doch zu nichts führen.“

Merton warf dem Glenden, der ihn in so unverschämter Weise noch verhöhnte, einen fieren, fieber-



haften Blick zu und schwieg, nicht weil er dem Rathe Sandforts Folge leisten wollte, sondern sicherlich nur deshalb, weil er im Augenblicke keine Worte fand, die die Gefühle, welche seine Brust durchtobten, hinreichend ausdrückten.

Gleichzeitig streckte Sandfort seine Hand nach dem Fische aus, um seinen Beuteantheil an sich zu ziehen.

„Einen Augenblick Pardon,“ rief ich da, indem ich ihm zuvorkam und eine Handvoll der falschen Billets ergriff, „einen Augenblick, wenn's beliebt, es scheint mir, als ob Herr Merton nicht gegen einen entsprechenden Einsatz von eurer Seite gespielt hätte.“

„Was soll das heißen?“ fragte Sandfort.

„Das soll soviel heißen als: diese Billets sind falsch!“

„Hund,“ brüllte Sandfort, indem er einen Schritt gegen mich vortrat, „Hund, achtest Du Dein Leben so gering, daß Du es so leichtsinnig auf's Spiel setzest?“ zugleich machte er Miene mir die Papiere wieder zu entreißen.

Allein ich kam ihm zuvor. Die Läufe meiner Doppelpistole, die ich gegen seine Brust richtete, hemmten seinen Anlauf.

In diesem Augenblicke fuhr die ganze Bande wie besessen um uns herum, jeder Arm bewegte sich in der Luft, jedes Auge schleuderte seine Blicke.

Merton betrachtete mit verwirrten Blicken bald seine Gegner, bald mich, ohne den Ausgang verstehen zu können.

„Nehmt ihm die Papiere ab,“ schrie Sandfort, der sich bald von seinem ersten Schrecken erholte, „nehmt sie ihm ab, schlägt ihn todt, oder wir sind verloren!“

„Ihr seid verloren, elende Schurken,“ rief ich mit gleicher Kraft der Stimme ihnen zu; „herein meine Herren, thun Sie Ihre Pflicht!“

Auf diesen Ruf ergossen sich meine Leute gleich einem Strome in das Zimmer.

Von der Schnelligkeit dieser Wendung vollständig gelähmt, wurde die ganze Bande ohne Widerstand verhaftet, obgleich sämmtliche mit Waffen versehen waren.

Die acht Glenden wurden in's Gefängniß abgeführt und drei von ihnen, worunter Sandfort, zu lebenslänglicher Deportation, die andern zu mehr oder weniger langer Zuchthausstrafe verurtheilt.

Ich hatte meine Aufgabe in einer Weise gelöst, die nichts zu wünschen übrig ließ; meine Vorgesetzten gaben mir ihre volle Zufriedenheit zu erkennen und ich legte dadurch den Grund zu dem raschen Vorwärtskommen, welches mich in die Stellung gebracht hat, welche ich heute belege.

Merton erhielt seine sämmtlichen Scheine, Wechsel, Edelsteine und Gelder wieder zurück. Durch eine schreckliche Erfahrung gewizigt hat er nie mehr ein Spielhaus betreten.

## Die Insel Reichenau, deren Klosterschule und Geschichte.\*)

Reichenau, grünendes Eiland, wie bist Du vor  
andern gesegnet,  
Reich an Schätzen des Wissens und heiligem  
Sinn der Bewohner,  
Reich an des Obstbaums Frucht und schwellen-  
der Traube des Weinbergs:  
Immerdar blüht es auf dir, und spiegelt im  
See sich die Lilie,  
Weit hin schallet dein Ruhm bis ins neblige  
Land der Britannen.

Ermenrich.

Nachdem der Rhein, der Sohn des Gotthard-  
Gebirges, nach seinem unmerklichen Durchgang  
durch den Bodensee, bei Konstanz hell und rein  
aus demselben herausgetreten, fließt er am schwei-

zerischen Ufer westwärts Schaffhausen zu, wo er  
in einem Anfall von zurückgekehrtem Jugend-  
Uebermuth sich tollkühn über das Felsen-Bett in  
den Abgrund stürzt. Während er aber links in trä-  
gem Laufe sich zu seinem gewagten Sprung vor-  
zubereiten scheint und erst bei Stein den erstern  
mehr beschleunigt, breitet sich rechts von ihm, eine  
Stunde unterhalb Konstanz, eine große stille  
Wassermasse, der sog. Untersee aus. In ihm dehnt  
sich fünfviertel Stunden lang von Ost nach West,  
und eine halbe Stunde breit von Süden nach  
Norden ein reizendes und einst viel berühmtes  
Eiland, die Insel Reichenau, aus. Sie spitzt sich  
an ihren beiden Enden, Schopfen gegen Osten  
und Nieder-Zell gegen Westen, zu. Am letztern  
Ende scheint sie einst mit einer andern Erdzunge,  
der sog. Mettnau verbunden gewesen zu sein.  
Man will bei niederem Wasserstand noch jetzt die

\*) Siehe Staiger Fr. A., die Insel Reichenau im Un-  
tersee mit ihrer ehemaligen berühmten Reichs-Abtei.  
Urkundlich beschrieben, mit einer Abbildung der  
Insel und ihrer Umgebung. Konstanz 1860. Druck  
und Verlag von J. Stadler.

Strasse sehen, welche die nun getrennten Theile miteinander verbunden haben soll. Wahrscheinlicher ist dies aber die Landzunge selbst, durch Erd-Revolutionen oder den Wellenschlag zerrissen und erniedrigt.

Gegen die Mitte zu erhebt sich das flachere Inselfland zu einer Anhöhe, die Hochwart genannt, von mehr als anderthalb hundert Fuß über den Spiegel des See's, welche eine äußerst liebliche und reiche Rundsicht gewährt. Auf ihrem höchsten Punkt steht ein hölzernes Kreuz und ein Belvedere. Hier auf diesem herrlichen Punkt, dessen Aussicht an einem heitern Tag genossen, nicht beschrieben werden kann, von keinem Unberufenen gestört, ließ ich die alte Zeit an meinem geistigen Auge vorüberziehen. Welch' unendlicher Abstand herrscht zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart, und wie schwer wird es uns zu begreifen, daß einst Zustände geherrscht haben, die mit den unserigen auch nicht die entfernteste Aehnlichkeit hatten.

Da quälte sich zu meinen Füßen ein Völkchen, das wir Kelten nennen, auf seinen Pfahlbauten, welche es an der Insel und an beiden Ufern des See's errichtet, ab, aus Stein, Holz und Horn mühsam sich die zur Jagd, zum Krieg auf Angriff oder Abwehr, zum Fischfang und zu verschiedenen häuslichen Verrichtungen nothwendigen Werkzeuge zu schaffen. In sog. Einbäumen theils durch Feuer, theils durch steinerne Beile ausgehöhlten Stämmen, fahren sie auf den See und erlegen den flüchtigen Hirsch, das Glenn mit seinem breitschaufligen Geweih, den starken Bären, das gefährliche Wildschwein und andere Thiere mit Lanzenspitzen und Pfeilen aus Feuerstein und Horn in den kaum durchdringlichen Wäldern, die sich fast überall bis ans Gewässer herabziehen.

Alle diese fleißigen Menschen verschwinden mit ihren räthselhaften Wasserbauten, ohne daß wir die Ursache kennen noch wissen, was aus ihnen geworden ist. Der neuesten Zeit war es vorbehalten, aus den wiederaufgefundenen Ueberresten ihrer Wohnungen die wunderbare Mähre zu vernehmen, daß Völkerschaften mit fremdartigem Leben in unserer Gegend eine unbekannte Zahl von Jahrhunderten ihren Sitz gehabt haben, von welchen uns die Geschichte kein Wort zu erzählen weiß.

Erst mit dem allmähligen Vordringen der Römer in Deutschland, als der römische Feldherr

Liberius im Kampf gegen die aufgestandenen verbündeten Vindelicier und Rhätier mit einer Flotte den Bodensee besuhr, und eine darin liegende Insel besetzte, taucht unser Eiland aus der langen Vergessenheit hervor, um eben so schnell wieder in ihr unterzugehen. Noch streiten sich aber unsere Gelehrten mit allen Waffen der Wissenschaft herum, ob die besagte Insel Reichenau oder Lindau gewesen sein möge.

Wiederum verstrichen sieben hundert Jahre, bis wir an der Hand der Geschichte unsere Insel abermals finden, jedoch unter ganz anderm Namen. Wie uns die Sage erzählt, hätte ein ausräthlicher Landvogt Sintleoz oder Sintlas, der auf der später Sandegg genannten Burg gewohnt hat, den frommen Birmin, dessen Geburtsland unbekannt ist, auf seinen Wanderungen kennen, und ihn wegen seines unermüdlischen Eifers im Dienst des Herrn schätzen und lieben gelernt. Begierig, durch einen solchen Mann das Wort Gottes verkündet und die Früchte davon reifen zu sehen, suchte er ihn für sein Vorhaben zu gewinnen. Der Heilige zeigte sich dem Wunsch seines Gönners nicht ungeneigt, bedingte sich aber aus, daß Beide nach Rom reisen und vom Papst die nöthigen Vollmachten zum Vorhaben zu erhalten bestrebt sein sollten. Gern wurden ihnen diese erteilt.

Nach seiner Rückkehr unterzog sich Birmin mit der Gluth eines begeisterten Glaubensboten der Verkündigung des Evangeliums, und fand seine Mühe durch den Erfolg reichlich belohnt. Als Sintlas dies freudige Ereigniß sah, drang er in ihn, ein Gotteshaus in seiner Nähe zu gründen, damit nicht möglicherweise allzufrüh die kaum aufgegangene Saat des Christenthums durch die noch üppig wuchernden Pflanzen des Heidenthums erstickt würde. Bereitwillig ging der fromme Mann darauf ein und wählte hiezu das Eiland im See, von allen Seiten mit Wasser umgeben, und dadurch von der übrigen Welt desto mehr abgeschieden und zur Beschaulichkeit geeignet.

Sintlas erschrak sichtlich, als sein Günstling sich durch keine Vorstellung von dem Vorsatz abbringen ließ. Die Insel war im Lauf der Zeiten zu einer wahren Bildniß geworden, die keine Menschenhand zu lichten gesucht hatte. Dichter Wald überzog sie von einem Ende zum andern, dorniges Gebüsch machte das Vorwärtsdringen unmöglich, und Sümpfe und Moräste in den

Niederungen, in denen der Fuß tief einsank, umgeben von Binsen, Rohren und saftigen Wasserpflanzen, waren der Lieblingsaufenthalt unzähliger Frösche, Kröten, häßlichen Gewürmes, Schlangen und giftiger Fliegen.

Ein muthiges Herz wird durch die Gefahr nicht vom Beginn eines wohl überdachten Entschlusses abgeschreckt, sondern im Gegentheil mehr angeregt. Der Heilige fuhr deshalb, trotz aller Abmahnungen seines hohen Gönners, von einem einzigen Mann gerudert, in leichtem Kahn zu der verrufenen Insel hinüber. Da wo er an der mit-tägigen Seite landete und mit seinem Stab die Erde berührte, entsprang eine Quelle, welche lange Zeit vom gläubigen Volk gegen Flüsse und Gitterreisen gebraucht wurde. Durch sein Gebet vertrieb er die häßlichen und schädlichen Thiere von dem Land, das er im Dienst Gottes in Besitz nehmen wollte. Drei Tage und drei Nächte lang flüchteten dieselben unausgesetzt über den See nach den jenseitigen Ufern, wie uns ein großes Bild in der Kirche von Mittelzell anschaulich macht, und kehrten nie mehr wieder dahin zurück.

Jetzt begann aber eine Zeit voll der herbsten Entbehrungen und Mühen für Birmin und einige seiner Genossen. Es galt den Wald mit der Art zu lichten, den Boden vom wild verschlungenen Gestrüpp zu reinigen, und die Sümpfe und Moräste trocken zu legen. Dem ausdauernden Fleiß und dem fröhlichen Gottvertrauen gelang das schwierige Werk in verhältnißmäßig kurzer Zeit, und gestattete ein Bethaus da zu errichten, wo jetzt das Münster mit den ehemaligen Klostergebäuden steht. Mit Freuden schenkte Sintlas die Insel, welche noch lang nach ihm in Urkunden den Namen Sintlas-Au führte, dem muthigen Gründer.

Diesem war es aber beim Beginn des Baues um das Jahr 724 mit seinen unzureichenden und geringen Mitteln nur möglich, diesen im bescheidensten Maß herzustellen. Eine kleine hölzerne Kirche mit einem Friedhof, welchen die Zellen der Mönche umgaben, war der schwache Anfang einer klösterlichen Anstalt, die bald die Welt mit ihrem Ruhm erfüllen sollte, während das Samen-forn selbst nach einem nicht vollen Jahrhundert spurlos verschwand.

Es lag im Charakter der Zeit, daß die Großen und Kleinen dieser Erde derartige kirchliche Stiftungen reichlich durch Vergabungen unterstützten,

um sich selbst dadurch Verdienste für den Himmel zu erwerben. So schenkte schon der fränkische Major Domus, Karl Martell, nach einer Urkunde vom Jahr 724, deren Richtigkeit jedoch noch angezweifelt wird, der im Entstehen begriffenen Anstalt die nahe liegenden Orte oder Höfe Markelfingen, Allensbach, Kaltbrunn, Wollmatingen, Almannsdorf und Ermatingen. Andere Gutthäter folgten dem gegebenen Beispiel, weshalb schon unter Hatto, welchen der hl. Birmin bei seinem unfreiwilligen Verlassen der Insel zum Abt eingesetzt hatte, zwölf Mönche von der Ordensregel des hl. Benedikts von den Einkünften der Vergabungen leben konnten.

Das Bestreben der meisten Klöster, sich von der rechtmäßigen Gewalt der Bischöfe zu befreien und nur allein dem päpstlichen Stuhl zu unterstehen, verwickelte auch die junge Anstalt vielfältig in langwierige und kostspielige Händel mit den Bischöfen von Konstanz, welche mehrere Jahrhunderte hindurch auf das Eifrigste bestrebt waren, die Einkünfte der Abtei sich selbst anzueignen, bis ihnen ihr Vorhaben endlich gelang.

Von viel größern und wohlthätigern Folgen als diese unerquicklichen Zänkereien um Herrschaft und Gewalt war die Einführung einer innern und äußern Klosterschule, in welcher ersterer die zu Mönchen bestimmten Jünglinge, in letzterer aber die Jugend des deutschen Adels erzogen und unterrichtet wurden, welche den weltlichen Geschäften obzuliegen gedachte. Diese Einrichtung war es, welche als großartige Bildungsstätte in jener rohen Zeit die Stelle unserer Universitäten und Akademien, oder beider zusammen vertrat, und dem Kloster Reichenau neben den gleichartigen wissenschaftlichen Anstalten zu St. Gallen, Hirsau und Fulda, durch zwei Jahrhunderte hindurch einen nie erlöschenden ehrenvollen Ruf verschaffte. Es ist die Glanzperiode des Stiftes, über welche ich mich um so mehr etwas weitläufiger auslassen kann, als die spätern Schicksale desselben mit wenigen Worten gegeben werden können, und wir in dem Reichenauer Abt Walafrid Strabo (der Schielende) den besten Gewährsmann über den befolgten Studiengang haben, den er in seinem darüber geführten Tagebuch in gemüthlicher Sprache beschreibt \*).

\*) S. Freiburger Katholisches Kirchenblatt. Achter Jahrgang. 1864. Seite 91 und folg. — Der Katholik. Jahrgang 1857. Mainz. Seite 317.

Es war im Jahr 815, als Walafrid als neun-  
jähriger Knabe die dortige äußere Schule besuchte  
und durch sein linksches Benehmen und unge-  
schickte Nachahmung seinen Mitschülern vielen  
Spaß machte. Bald fand er sich jedoch in die  
gemeinsame Ordnung, und wurde vom Schola-  
stikus Grimald einem Meister übergeben, bei dem  
er lesen lernen sollte, worin ihm seine Kameraden  
weit voraus waren. Nach wenigen Wochen ver-  
stand er schon in einer lateinischen Schrift mit  
einiger Geläufigkeit zu lesen, während ihm dies in  
einer deutschen schwerer gelang. In seiner kin-  
dischen Einfalt wunderte er sich oft, wie man das  
Lateinische lesen und das Gelesene zugleich ver-  
stehen könne.

Im Herbst war während der Obkese keine  
Schule und die Knaben fuhren nach Herzenslust  
mit ihren Lehrern auf dem See herum, oder las-  
sen Äpfel unter den reichbeladenen Bäumen auf,  
welche das Kloster umgaben. Am Schreiben hatte  
der lebenslustige Knabe keine Freude, sondern  
neckte lieber seine Kameraden, wofür er Verweise,  
manchmal auch selbst Schläge erhielt. Zulezt  
lernte er doch noch im Winter schreiben, so daß  
er im Frühjahr 816 zum Lehrer der Grammatik  
zu Meister Gerard kam.

Außer den Erholungsstunden mußten die ältern  
Schüler immer lateinisch unter sich sprechen, wäh-  
rend die Anfänger, so weit es nöthig war, sich  
deutsch verständigen durften. Walafrid machte  
in der Grammatik des Donatus genügende Fort-  
schritte, trieb jedoch nebenher zur Zeit allerlei  
Poffen, wodurch er seine Kameraden zum Lachen  
brachte, und hiefür vom Lehrer mit Verweisen,  
Zurückhalten der Portion seines Mittagmahls,  
selbst auch mit der Ruthe bestraft wurde.

Der Donat war schon zum zweiten- oder drit-  
ten Mal wiederholt worden, als der Kirchenbau,  
der schon bei Walafrids Ankunft auf der Insel  
zwischen dem Schulgebäude und der Klausur aus-  
geführt war, auch in seinem Innern von den Brü-  
dern vollendet und ausgeschmückt wurde. Der  
lang ersehnte Tag der Einweihung des prach-  
vollen Tempels war erschienen. Von nah und  
fern war eine unzählige Masse Volkes herbeige-  
strömt, und schon zwei Tage vorher war der See  
mit Schiffen bedeckt, welche Herren, Ritter und  
gemeinere Leute nach der lieblichen Insel brachten.  
Selbst mehrere Bischöfe und Abgeordnete vom  
Hof Ludwig des Frommen waren gekommen,

weil Abt Hatto I. ein guter Freund Karls des  
Großen, seines Vaters, gewesen war.

Die Einweihung geschah 816 von Abt Hatto I.,  
zugleich Bischof von Basel, im Beisein aller Bi-  
schöfe in ihrem vollen Ornat zu Ehren Mariens,  
unserer lieben Frauen. Der Anblick war über  
alle Beschreibung schön; denn 700 Brüder, 100  
Zöglinge der innern und 400 der äußern Schule  
bildeten einen Chor, wie Walafrid ihn noch nie  
gesehen und gehört hatte. Beim Hochamt ant-  
wortete das ganze Volk auf die Gebete des Bi-  
schofs. Da zum ersten Mal in seinem Leben regte  
sich etwas Unnennbares in Strabos Herzen, eine  
unendliche Behmuth kam über ihn, Gottes Größe  
und Güte erfüllten seine Seele, und er fastete den  
Entschluß, sich von nun an ganz und ungetheilt  
dessen Dienst zu widmen.

Er war ernster und stiller geworden, worüber  
sich seine Lehrer und Mitschüler verwunderten.  
Abt Hatto hatte bei den Schulprüfungen den  
Knaben lieb gewonnen, der mit kindlichem Zu-  
trauen zu dem hohen und freundlichen Mann em-  
porfah, welcher ihn deshalb dem Dominus Ori-  
mald zur besondern Obforge empfahl.

Im Winter 817 wurde der zweite Theil der  
Grammatik gelehrt, sowie die Rechtschreibkunst.  
Im Sommer durfte Walafrid, gleich andern Zög-  
lingen der äußern Schule am Chorgefang der  
Brüder, an Sonn- und Festtagen zunächst am  
Chor theilnehmen, während diejenigen der innern  
Schule gleich den Brüdern und mit ihnen in 24  
Abtheilungen wechselweis den ganzen Tag das  
Lob Gottes sangen, und mit dem Ordenskleid an-  
gethan, den Chor und die Klausur betreten durf-  
ten, was Andern verwehrt war.

Als ein Ereigniß von großer Wichtigkeit darf  
es betrachtet werden, daß im Jahr 818 der erste  
Rehstock auf der Insel gepflanzt wurde. Zur Be-  
lohnung für gut bestandene Prüfungen in Ge-  
genwart Erlebalds, welcher die innere Schule  
leitete, durften die Schüler die ersten Trauben  
versuchen. Vom Sommer an mußte Strabo, wie  
die Uebrigen, der Reihe nach am Tisch vorlesen,  
wobei er aus lauter Befangenheit das erste Mal  
viele Fehler machte, die streng vom Corrector ge-  
tabelt wurden.

Zu seinem großen Bedauern verlor Walafrid  
in dieser Zeit seine beiden Lehrer, Grimald und  
Tatto, welche vom Abt Hatto ins Kloster Ani-  
ane gesendet wurden. An Grimalds Stelle wurde

Watin, dessen Bruder, Vorstand der Schule, und blieb es bis zu seinem Tod.

Für die meisten Leser wäre es wohl zu uninteressant, die Einzelheiten des Lehrgangs, sowie die dabei gebrauchten Schriften kennen zu lernen, weshalb ich nur im Allgemeinen darüber sprechen will.

Zur Vervollständigung der grammatischen Studien mußte Strabo mit seinen Schulgenossen im Winter 819 ebenso die neu eingetretenen Schüler in der Sprach- und Schreiblehre unterrichten, wie dies ihm selbst geschehen war. Er unterzog sich diesem Geschäft mit ebenso viel Liebe als Erfolg, wodurch er sich die Zuneigung Watin's in hohem Grad erwarb. Nach den Schlussprüfungen traten nicht alle Schüler aus der Grammatik in die Rhetorik über; denn manche junge Adelige gingen nach Haus, oder wurden von ihren Eltern abgeholt, um als Knappen die ritterlichen Künste zu erlernen, zu welchen in der Klosterschule keine Anleitung gegeben wurde. Mit den jeden Tag im Gastgebäude absteigenden Rittern und Grafen kamen die Schüler in keinen Verkehr; nur Geistliche und Bischöfe traten zuweilen in das Zimmer zur Prüfung, oder um sich an den fröhlichen Spielen derselben zu erfreuen. Bei diesen stürzte Walafrid bei einem Wettlauf in Gegenwart eines Bischofs zu Boden, wurde dafür noch ausgelacht und beschäftigte sich nachher lieber mit dem Würfel- und Stockspiel.

Zur Erholung wurden in diesem Jahr kleine Ausflüge auf die dem Kloster zugehörigen Mairhöfe gemacht. Eine große Freude verursachte die Rückkehr der beiden Lehrer Orimald und Tatto, von welchen der Erstere beauftragt war, diejenigen Umgestaltungen in der Klosterordnung einzuleiten, welche er vermöge seiner in Aniane gemachten Erfahrungen als nothwendig erachtete. Tatto dagegen übernahm es, die Schüler in die Geheimnisse der Beredsamkeit einzuweihen.

Im Frühling 820 begann das Studium der Geschichte, in welchem die Zöglinge bereits aus dem Märtyrerbuch, sowie durch die Tischlesung und das Gespräch mit den Lehrern einige Kenntniß erworben hatten. Unter Tatto's Leitung beschäftigten sich die Schüler im Winter 821 mit der Dialektik (gelehrte Streitkunst) nach Alkuin's und Cassiodor's Schriften, und im Sommer mit den Gesetz-Sammlungen, welche sie ins wirkliche Leben einführen und ihnen den reichsten Stoff zu

ihren dialektischen und rebnerischen Uebungen bieten sollten. Der ganze Winter 822 wurde zur Einübung der Regeln verwendet, welche die Schüler in den letzten zwei Jahren über Rhetorik und Dialektik gehört, und ihrem Gedächtniß eingeprägt hatten.

Abt Hatto war von Karl dem Großen wiederholt aufgefordert worden, der deutschen Sprache an der Klosterschule mehr Geltung zu verschaffen. Diesem Auftrag gemäß gab Tatto nun Anleitung, zuerst deutsche Wörter-Bücher, sodann Uebersetzungen und Reden zu machen, und mehreren der Zöglinge gelangen die letztern sogar besser als die lateinischen. Nur mit der Rechtschreibung wollte es nicht recht gehen, weil sich viele Laute mit lateinischen Buchstaben nicht ausdrücken lassen, und jeder der Schüler, je nach der Gegend, aus der er stammte, wieder seine eigene Aussprache und somit auch Schreibweise hatte. Deshalb gelang es ihnen auch besser, einen freien Vortrag in deutscher Sprache zu halten, als eine Uebersetzung, oder einen Aufsatz niederzuschreiben.

Zum letzten Mal wohnte Abt Hatto im Jahr 822 der Prüfung bei, da er in stiller Zelle seine übrigen Lebenstage dem Dienst Gottes und dem Heil seiner Seele widmen wollte. Zuletzt fragte er sie: Wozu sie Alles, was sie gelernt, brauchen wollten? „Nur im Dienst Gottes“, sagte er dann, „werdet ihr eure Talente und Kenntnisse zu euerm eigenen Glück und zum Heil Anderer verwenden können. Weder Macht, noch Ansehen, noch Reichthum und Sinnengenuss vermögen je euern Herzen den Frieden zu geben.“

Walafrid verstand noch nicht, was er damit sagen wollte. Als er aber am folgenden Tag sah, wie der Greis im Chor des Münsters herunterstieg von seinem Thronessel, Erlebalds Hand ergriff, ihn hinaufführte, den Stab und die Mitra (Inful) ihm übergab, unterm lauten Weinen und Schluchzen aller Anwesenden, und dann zurücktrat in die Reihen seiner Brüder, freudigen Blicks, und mit heiterm, fröhlichem Antlitz, und als er den strengen Erlebald weinen sah — da wurde es Licht in seiner Seele, und er erkannte die Nichtigkeit alles Irdischen, wie noch nie, und fühlte in sich die Kraft zu ähnlicher Entsagung und zu gleichem Dyrer.

Und wenn er nachher oftmals am späten Abend im Garten saß bei seinen Mitzöglingen, und wenn sie von ihren Burgen und Schlössern sprachen,

und von den herrlichen Palästen der Fürsten und Herzoge, und von den glänzenden Festen und Turnieren, da blickte er indessen schweigend hinaus auf die ruhige Fläche des See's, in welcher die stille Mondichel oder der flimmernde Abendstern sich spiegelte, und dachte an Gott, an den Gott seines Herzens, und die Abschiedsworte tönten wieder in seine Seele.

Mit dem Bischof Thegan von Trier war er in einen poetischen Verkehr und Briefwechsel bis zu dessen Tod gekommen. In ein ähnliches Verhältnis kam Strabo gleichzeitig durch Tattos Vermittlung zu Agobard, dem Erzbischof zu Lyon, dem er bei dessen Besuch vor zwei Jahren genannt worden war. Auch ihm schickte er einen Brief in Herametern, der die wohlwollendste Aufnahme fand. Dies Alles trug dazu bei, ihn mit einer fast leidenschaftlichen Liebe nicht bloß für die Dichtkunst, sondern auch für die Wissenschaft zu erfüllen.

Mit solchen Gesinnungen begann er im Sommer 822 unter Tattos Leitung das Studium der Mathematik. Bevor man zur Geometrie überging, traten diejenigen aus, welche sich fortan dem Studium der Medizin, der Rechtswissenschaft, oder den Künsten der Malerei und Bildhauerei widmen wollten. Letztere wurden im nächsten Frühjahr den Brüdern übergeben, die auf einer andern Seite des Klosters ihre Werkstätten hatten und bei denen sie dann zwei oder mehrere Jahre verblieben.

Diejenigen aber, welche die Arzneikunde erlernen wollten, erhielten von jetzt an ihren Unterricht von Dominus Richram, der jenseits der Abtswohnung in einem eigenen Gebäude wohnte, den Garten der Heilkräuter mit Sorgfalt pflegte, mit besonderm Geschick die Tränke und Balsame zu bereiten, und, von einigen Brüdern unterstützt, die Kranken zu besorgen verstand.

Nach dieser Trennung waren es noch etwa zwanzig Schüler an der Zahl, welche im Jahr 823 ihre Studien nach Boethius fortsetzten. Eine Hauptbeschäftigung war es, die Erde und ihre verschiedenen Theile, Länder und Meere nach ihrer Beschaffenheit, ihren Erzeugnissen in Steinen, Metallen, Pflanzen und Thieren kennen zu lernen. Am meisten Freude gewährten den Jünglingen die Karten und Figuren, mit denen sie reichlich versehen waren, und es geschah oft, daß sie während der Erholungszeit die Umrisse der Länder und

Erdbetheile, die Erdoberfläche, ihre Zonen, Flüsse und Gebirgszüge im Sand ihres Spielplatzes in größerm Maßstab zu entwerfen suchten. Alle diese Aufschlüsse über die Naturerscheinungen und ihre Ursachen waren ihnen höchst willkommen, und keines von allen Fächern bildete so oft den Gegenstand ihrer Unterhaltungen und Fragen an den Lehrer Dominus Tatto, der sie alle mit Geduld und Bereitwilligkeit beantwortete. Strabo fühlte sich wunderbar durch den stillen Frieden angezogen, der in seinen Zügen lag, aus seinen Augen leuchtete und aus seinem Mund ertönte.

Dieser Gottes-Friede übte gewissermaßen eine Zaubergewalt auf die gährenden Köpfe und unruhigen Herzen der Schüler, und wenn es noch so stürmisch aussah, sobald er erschien oder zu ihnen redete, so war es ruhig und heiter im Kreise derselben. Auch verstand er es gar wohl, die Fähigern unter ihnen durch wohlberrechnete Fragen und Bemerkungen in der Demuth zu erhalten, die Schwächern und minder Begabten dagegen durch leichtere, stufenweis vorgehende Fragen zu ermuntern.

Dominus Orimald wurde im Winter 823 nach Aachen an den Hof Kaiser Ludwigs berufen und als Erz-Kanzler an demselben zurückbehalten. Balafriod sandte ihm manchmal einige von seinen Gedichten, welche letzterer dann den Bischöfen mittheilte, die sich um den Zustand der Reichenauer-Schule erkundigten. So kam es, daß Strabo genöthigt wurde, denselben besondere Gedichte zu übersenden. So sandte er eines an Erzbischof Ebbo von Rheims, als dieser im Begriff stand, als Missionär nach Dänemark zu gehen; ein anderes an Drogo, den Bischof von Metz, der einen so wunderbaren Glückswechsel hat erfahren müssen. Ebenso richtete er manchmal Zuschriften an Modorin, Bischof von Autun, mit dem er durch dessen gleichzeitig mit Strabo in der Reichenau studirenden Nefen bekannt geworden war.

Hiermit wollen wir die Geschichte der Reichenau für diesen Jahrgang schließen. Wir bemerken noch, daß Balafriod Strabo nicht bloß Gelehrter und Dichter, sondern auch ein eifriger Förderer, tiefer Kenner und Verbesserer des Weinbaues — an einem andern Orte werden wir vielleicht hierüber Näheres berichten — war, der ja noch heutzutage, außer dem Gemüsebau, den Hauptnahrungsweig der fleißigen Bewohner der Reichenau ausmacht.

## Das Taschentuch.



**Richter:** Also Ihr habt Eure Frau ins Gesicht geschlagen?

**Angeklagter:** Ich? Nein, wie werde ich das wohl thun! Nein, da ist der Herr Richter ganz auf dem Holzweg. Bloss mit meinem Taschentuch bin ich meiner Alten ein Bißchen ins Gesicht gekommen.

**Richter:** So? Nur mit dem Taschentuch? Was habt Ihr darauf zu erwidern, Frau?

**Klägerin:** Wieder nichts, als daß der Herr Richter sich das Taschentuch zeigen lasse, denn mein Mann hat gar kein anderes als seine fünf Finger.

## Kleiner Irrthum.

Der Förster S. zu St. E., ein Mann, der in Wald und Feld seinen Mann stellte, mit der Fes- der aber gerade kein Held war, schrieb an seinen hohen Gönner, den Herrn Forstrath v. B. . . . :  
"Ew. Hochwohlgeboren bin ich endlich so glücklich, beifolgend die längst gnädigst verlangten sechs Rebhühner unterthänigst zu übersenden; zwei davon aber sind Schnepfen."

## Lehrers Wohlbefinden.



**Pfarrer:** Nun wie geht's?

**Lehrer:** Wie im Himmel!

**Pfarrer:** Wie so?

**Lehrer:** Nun da ist und trinkt man nichts.

## Seltene eheliche Liebe.

Der Jägerkarl und seine Salome waren zwei merkwürdige Leute und sind die letzten Züge ihres Lebens wohl werth, daß sie öffentlich erwähnt werden.

Schon am Allerseelentag fröstelte es den Karl gewaltig und bis am Gregoriustag des folgenden Frühjahrs war er ans Bett gefesselt, genas aber unter der treuen Pflege seiner Salome wieder. Alsofort packte die Krankheit die Salome an und sie merkte schon am ersten Tage, daß es mit ihr Matheus am letzten Kapitel sei und starb schon am dritten Tage.

Beim Leichenbegängniß sagte der boshafte Rathschreiber: Kommt selten vor! Waren merkwürdige Eheleute, die zwei. Zuerst ist der Jägerkarl für seine Salome den ganzen Winter krank gewesen; dann im Frühjahr ist sie für ihn gestorben. Dann hat sie noch vor ihrem letzten Schnapper zum Karl gesagt: Meinst i halt's au us???

# Der Suez-Kanal und dessen Eröffnungsfeier

am 17. November 1869.

**D**ieser Kanal, von dem der Wanderer jetzt erzählen will, ist wohl keine kleine Strecke von unserm Bodensee entfernt, und mag derselbe ganz anders aussehen, als der Leopoldskanal zu Kiegel, oder der Main-Donaukanal zu Fürth, von denen der Leser vielleicht schon gehört, oder gar einen davon gesehen hat. Der Wanderer nimmt jetzt den Leser mit, um sich den Suez-Kanal ein wenig näher anzusehen; es braucht aber Niemand vor der weiten Reise zu erschrecken, denn wir sind viel schneller dort, als es mit dem Telegraphen ginge, und es kostet auch Nichts, was wohl den Meisten die Hauptsache ist.

Jeder nur ein wenig bibelfeste Leser kennt wohl das rothe Meer, durch das einst Moses die Israeliten führte und in welchem der verfolgende ägyptische König Pharaon mit seinem schlimmen Heere sammt und sonders durch die Strafe Gottes ertrank. Dieses rothe Meer ist ein auf der östlichen Seite Afrika's sich weit nordwestwärts erstreckender Meerbusen, wovon man auf der Abbildung rechts unten noch einen kleinen Theil sieht. Es bleibt also zwischen dem oben zu sehenden mittelländischen Meere und dem rothen Meere nur eine schmale Landenge übrig, Landenge (Isthmus) von Suez genannt, nach deren Durchstichung man ins rothe Meer gelangen könnte, ohne wie bisher um ganz Afrika herumsegeln zu müssen. Vom rothen Meer aus gelangt man nämlich nach Ostindien, China und Japan.

Nun sagt der Leser: Ei, warum machte man denn keinen Kanal durch die Landenge? das liegt ja so nahe, daß es ein Dummkopf merken muß. Es ist ja nicht so weit, und heutzutage kann man ja Alles.

Ja, das haben auch schon Leute gedacht, die keine Dummköpfe waren, allein bei näherer Untersuchung fand man, daß die Sache eben gar nicht so leicht war, als man sich dieselbe vorgestellt hatte. Nämlich abgesehen davon, daß Suez gar weit von uns entfernt ist und die Materialien zu einer solchen Arbeit mit großen Kosten dahin geschafft werden mußten, besteht der Landstrich zwischen dem mittelländischen und rothen Meere, wie auf unserer Karte zu sehen ist, von Port Said bis Suez, aus ödem, sandigem Wüstenlande, welches einen Kanal immer wieder zu versanden drohte, sobald sich ein Sturm erhob, und Stürme sind in jener Gegend zwischen zwei Meeren

gewiß nichts Seltenes. Schon Napoleon I., als er noch als Consul einen Feldzug nach Aegypten unternahm und dort herumwirthschaftete, dachte an einen solchen Kanal, allein die bald sich zeigenden Schwierigkeiten der Unternehmung und die Unvollkommenheit der damaligen Mittel brachten ihn bald wieder davon ab.

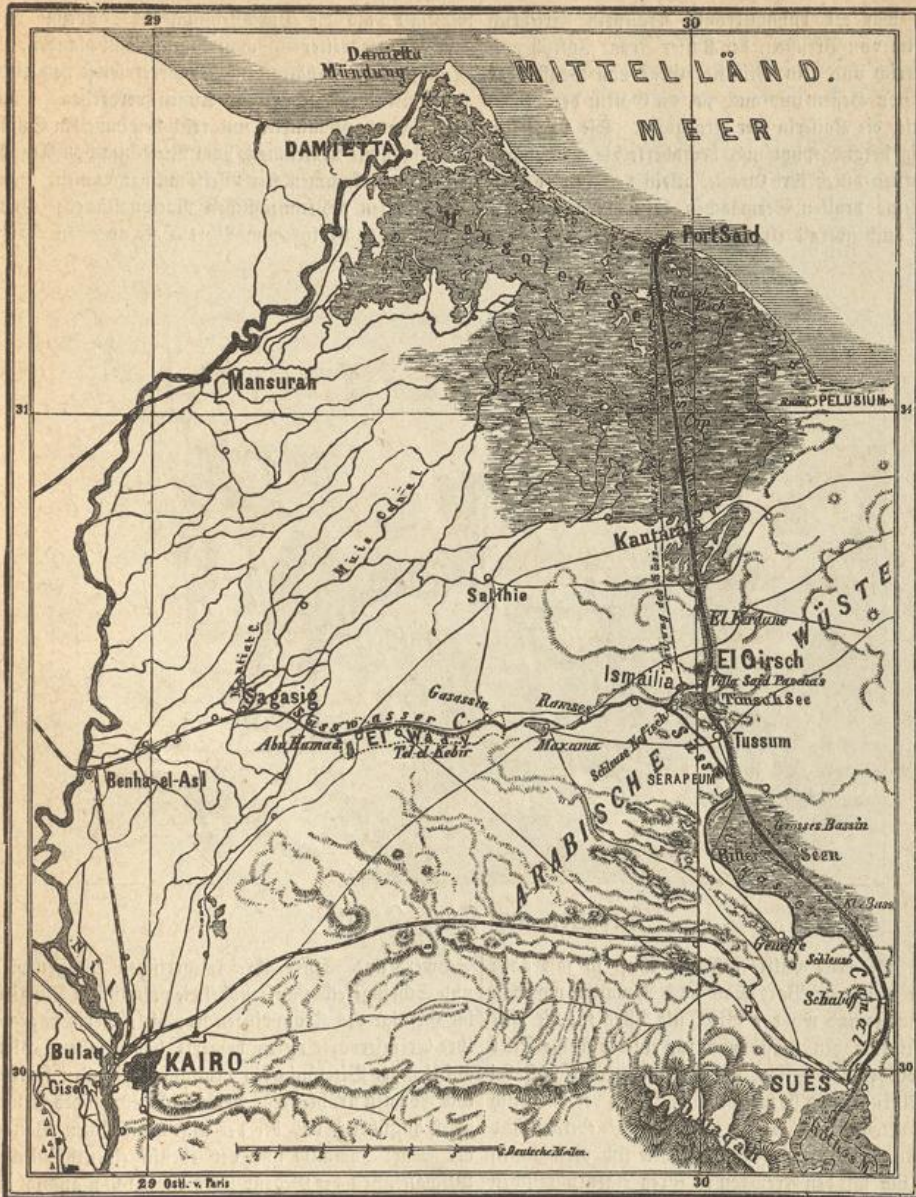
Als nun der Kaiser der Franzosen, Napoleon III., im Jahre 1855 in der Krim bei Sebastopol ein Schächchen zu scheeren suchte und mit den Türken, den Oberherren von Aegypten, in freundschaftliche Berührung kam, benutzte diese Gelegenheit ein Franzose, Ferdinand von Lesseps, für die Ausführung des Suezkanals. Dieser war ein energischer und unermüdblicher Mann; seinem Eifer gelang es, das Betriebskapital von 200 Millionen Franken aufzutreiben; auch bewog er, was besonders wichtig und fördernd bei der Unternehmung war, den Vizekönig von Aegypten, nicht nur das nöthige Terrain freizugeben, sondern auch mit allen möglichen sonstigen Mitteln beizusteuern; namentlich mußten auf des Vizekönigs Befehl etwa 20,000 Eingeborne an dem Canal arbeiten. Eine ungeheure Schwierigkeit war natürlich die Versorgung dieser Menschenmasse in der wasserarmen Wüste; aber der erfindertische Kopf Lesseps wußte auch hier zu helfen. Man baute, wie auch auf der Karte zu sehen ist, einen kleinen Süßwasserkanal von Nil bis nach Suez, auf welchem auch Nahrungsmittel und andere Bedürfnisse leicht herbeigeschafft werden konnten.

So arbeitete man seit dem Jahre 1859. Die Engländer namentlich erklärten die Ausführung für eine Unmöglichkeit; allein gerade hier sollte glänzend gezeigt werden, was durch Energie und Ausdauer, sowie durch unverdrossenen Fleiß geleistet werden kann.

Dem Herbst des Jahres 1869 war es aufbehalten, das Riesenwerk der staunenden Welt vollendet, fertig und brauchbar vorzuführen.

Am 17. November 1869 begann die Eröffnung. Der Leser darf nicht glauben, daß man nun ohne Weiteres in den Kanal hineingefahren sei und ihn der Schifffahrt übergeben habe; nein, die Pracht, mit welcher die Eröffnung gefeiert wurde, war außerordentlich. Es reisten nämlich gerade damals mehrere hohe Herrschaften aus Europa im Orient und obwohl



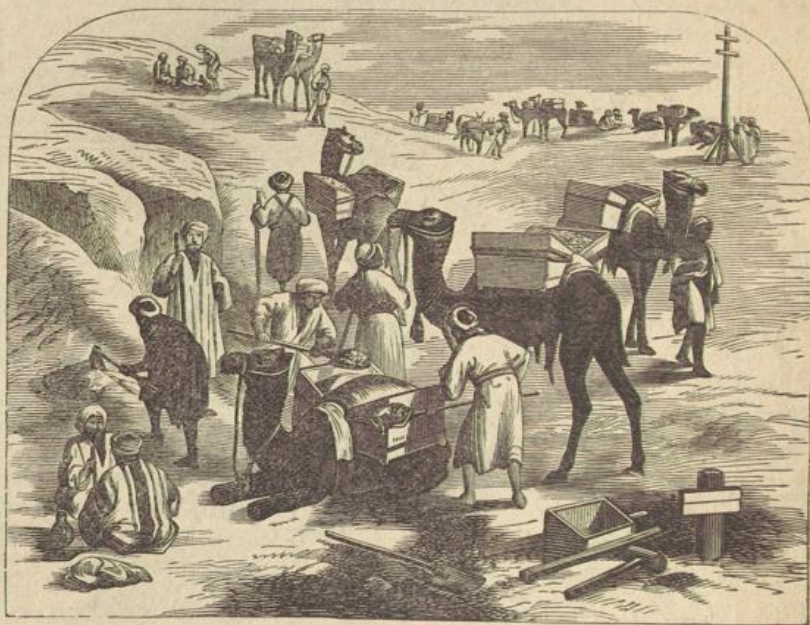


Die Landenge von Suez und der Suez-Kanal.

sonst feindlich, vereinigten sie sich hier zu einer frohen Feier.

Da war der ruhmgekrönte Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen, der Kaiser Franz Joseph von Oesterreich und sein Minister Graf von Beust, der Prinz von Hessen und auch sie, die Göttin der Mode, Eugenie, die Kaiserin der Franzosen. Sie hatte sich prächtig herausgeputzt und bezauberte die versammelten Fürsten durch ihre Grazie, allein dem Leser hätten wohl seine drallen Sremädchen besser behagt. Man machte auch überall ein Geschrei von ihr, als seien

die Thaten, mit denen sie die Welt beglückt hat, die Erfindung des Reifrocks und des Haarbentels, weit wichtiger, als die Durchstechung der Landenge von Suez. Doch weiter — man könnte sonst glauben, die graziose Kaiserin hätte dem Wanderer selbst den alten Kopf mit ihren schwarzen Augen verdreht — auf prächtig ausgeschmückten und reich bewimpelten Schiffen fuhren die Majestäten, vom Vizekönig von Aegypten in zuvorkommendster Weise aufgenommen, unter den Klängen des französischen Nationalliedes: „Partant pour la Syrie“ von Port Said aus den Kanal



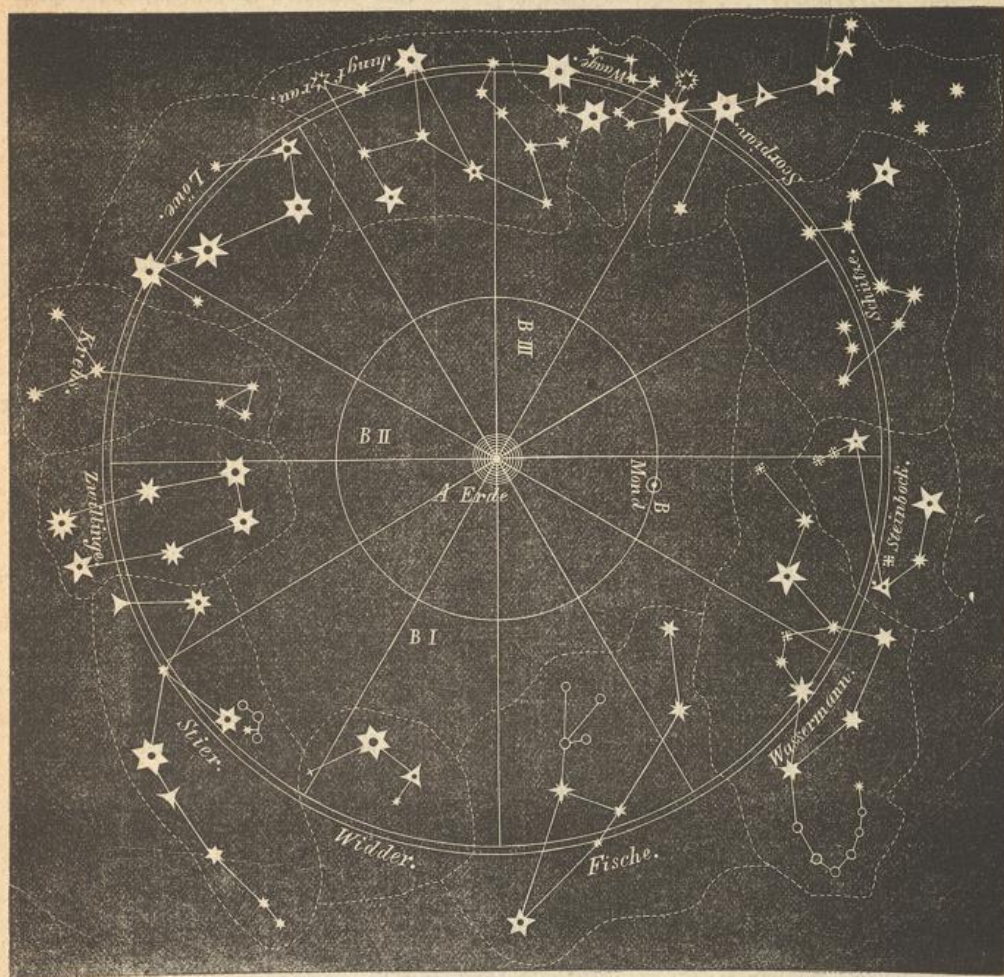
Arbeiten am Suez-Kanal.

hinauf. Die erste Hälfte desselben läuft in fast ganz gerader Linie von Port Said nach Ismailia, wo man Halt machte und wo der Vizekönig Alles für die Ankunft seiner hohen Gäste und für eine würdige Feier hatte vorbereiten lassen. Kanonenendonner erscholl bei deren Ankunft und sie waren entzückt von der malerisch geschmückten Stadt, wo der Vizekönig die edelsten und stolzesten Söhne seines Landes hatte sich versammeln lassen, um sich den Fremden in ihren eigenthümlichen Gebräuchen und in ihrem eigenthümlichen, prächtigen Aufzuge zu präsentiren. Zuerst führten die Söhne der Wüste, die braunen Beduinen, auf ihren schlanken feurigen Rossen in weißen flatternden Mänteln mit

Schwert und Speer ihre kriegerischen Wappenspiele und Scheingefechte auf, wobei die preussischen Offiziere im Gefolge des Kronprinzen sehr viele Verstöße gegen ihre Exerziervorschriften bemerkt haben sollen. Hierauf ließ der Vizekönig ein prächtiges, in allen Farben und Formen strahlendes, vielfach abwechselndes Feuerwerk aufführen, das bei der eigenthümlichen Bauart der Stadt Ismailia und der ebenso eigenthümlichen Beschaffenheit der Gegend sich seltsam schön ausnahm; dann bat er seine Gäste zu Tische. Da war für jeden, auch für den Geringsten, freie Tafel; die ausgefeiltesten Speisen waren in seltener Fülle vorhanden und die köstlichsten Weine flossen in Strömen; den Cham-

Der Hirschwirth, der Sägemüller und die Frau Hirschwirthin umfanden den Tisch mit gespannter Aufmerksamkeit. Sie hätten das Schnaufen vergessen vor Auspassen, wenn dies nicht von selbst erfolgt wäre. Bei dieser lautlosen Stille hörte man die alte Wanduhr vernehmlich ihr gleich-

stehen noch 7 ganz kleine beisammen, die f. g. Kluckhenne. Gehören auch zum Stier. Diese 6 Sterne sind die Hauptsterne von den Zwillingen; die großen zwei heißen Kastor und Polur. So erklärte Herr Wieland den ganzen Sternengürtel im Thierkreise. Er setzte noch bei: So lange nun



mäßiges Tick Tack angeben. Alle waren erstaunt, ob Wilhelms Fertigkeit. Der Kreis war wie hergezaubert, und die Sterne flogen gleichsam in denselben hinein.

Diese 3 Sterne, sagte er, heißt man Widder, diese 9 Sterne nennt man zusammen Stier; dann

der Mond Zeit braucht, um an den drei Sternen (Widder) vorbei zu gehen — gewöhnlich zwei bis drei Tage — sagt man es sei im Widder; dann kommt er vor die Sterne zu stehen, die das Sternbild Stier darstellen; dies ist etwas größer. Wir wollen nun in unserer Zeichnung den Mond

B ins Sternbild vom Steinbock stellen. Hat der Mond in 28 $\frac{1}{2}$  Tag alle Sternbilder durchwandert, so geht's wieder von vorn an. Also, sagte der Sägemüller, jetzt begreife ich die Geschichte, so habe ich's mir nicht vorgestellt. Oder besser gesagt, setzte der Hirschwirth bei, wir haben uns gar nichts vorgestellt.

Die Hirschwirthin lachte und meinte, das hätte ihre alte Magd, die Susanna hören und sehen sollen; sie schneide immer ihre Fingernägel im Krebs ab und spreche einen besondern Spruch, wenn sie dieselben ins Feuer werfe.

Hirschwirth zum Wanderer: Wie ist's aber jetzt mit dem Kartoffelstupsen in der Waage?

Wanderer: Ja gerade so, wie wenn euere Susanna ihre garstigen Fingernägel im Krebs abschneidet. Wir alle schauen nicht darauf beim Abschneiden, deshalb wachsen sie uns doch wieder, wie der Susanna die ihrigen. Sie werden doch auch schon im Krebs oder in der Jungfrau Kartoffel gelegt und dennoch eine gute Ernte gemacht haben.

Hirschwirth: Ja freilich; aber wenn einmal ein solcher Brauch oder ein Vorurtheil eingewurzelt hat, man wird dessen nicht mehr los und Alles macht mit, ohne nur darüber nachzudenken, ob's nicht Thorheit und Unsinn sei.

Wilhelm: Sehen sie, man hätte z. B. der Waage — den paar Sternen — auch Maus, Baum, Kettig, Rebe, oder einen beliebigen andern Namen geben können. Dann ist's aber doch leicht begreiflich, daß dies keine besondere Wirkung, weder auf Menschen, Thiere, noch Pflanzen haben kann, ob der Mond vor diesem oder jenem Stern vorbeimarschirt. Dies kommt mir vor, wie wenn ich z. B. auf der Insel Mainau stehe und das neue Trajektschiff mit seinen Eisenbahnwagen von Rorschach nach Friedrichshafen absegelt. Bald sehe ich's in der Richtung von Rheineck, später in der von Bregenz, dann von Lindau, Langenargen etc. Dieses Vorkommniß übt weder auf mich, noch auf's Trajektschiff, noch auf die Städte irgend welchen Einfluß.

Sägemüller: Ja sind die Sterne verhältnißmäßig so weit entfernt, als beispielsweise die Städte vom Trajektschiff?

Wilhelm lacht: Was die Entfernung anbelangt, war der Vergleich schlecht. Man sagt aber auch, jeder Vergleich, jedes Exempel hinfle. Wenn ich statt Bregenz etwa einen Ort an der Küste

von Afrika, wie Tunis oder gar die Südspitze von Afrika, das Cap der guten Hoffnung, genannt hätte, wäre ich der Wahrheit näher gekommen. Sie werden staunen, wenn sie von der Entfernung der Sterne von unserer Erde oder vom Monde hören. Da müssen wir mit etwas großen Zahlen rechnen und die Kreide zur Hand nehmen. Wilhelm wollte schon die Zeichnung der Sternbilder auslöschen, aber der Wanderer sagte: halten sie, Herr Wieland, diese Zeichnung copire ich ab. Dieß gibt mir was in meinen 1871ger Kalender.

Also holte der Hirschwirth eine Schiefertafel und Wilhelm schrieb: Der Mond ist von unserer Erde 50,000 Meilen entfernt. Dieß wäre nach unserm Exempel die Entfernung von der Mainau zum Trajektschiff, welches von Rorschach nach Friedrichshafen fährt.

Die Sonne aber ist von der Erde 21,000,000 Meilen, also 420 Mal weiter entfernt als der Mond — oder so weit, daß eine Kanonenkugel 25 Jahre zu fliegen hätte, bis sie von der Erde auf der Sonne ankäme. Die Sterne aber sind 4 bis 500 Sonnenweiten, also etwa 200,000 Mal weiter von der Erde als der Mond von der Erde entfernt. Eine Kanonenkugel hätte demnach, um auf einen Stern im Zwilling oder der Waage kommen zu wollen, beiläufig 12,500 Jahre zu fliegen. Dieß wäre dann die Entfernung vom Trajektschiff bis an's Cap der guten Hoffnung.

Sägemüller: Da glaube ich auch, daß die Zeichen auf unsere Erde und unsere Arbeiten keinen Einfluß haben; ich habe früher wie noch viele Andere auch nicht im Scorpion gemäht; mein Vater selig hat dortmals gesagt, das Heu werde bitter. Ich und der Hirschwirth schauen schon lange nicht mehr darauf und haben immer gutes Futter. Wenn es wieder einmal in der Waage ist und es ist mir nicht wohl oder das Wetter ist schlecht, so bleibe ich zu Hause, Waage hin, Waage her.

Wilhelm: Dagegen scheint der Mond selbst nicht ganz ohne Einfluß, wenigstens auf flüssige Bestandtheile unserer Erde zu sein.

So rührt Ebbe und Fluth, Steigen und Fallen vom Wasser im Meere vom Monde her.

#### Zum Merkbuche.

Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,  
Befreit der Mensch sich, der sie überwindet.

## Der deutsch-französische Krieg im Jahre 1870.

Der Wanderer hatte gehofft, das Jahr 1870 werde ein friedliches bleiben, wenigstens friedlich für unser liebes Vaterland. Aber seine Hoffnung hat ihn schrecklich betrogen, denn es sind Ströme von Blut geflossen, wie noch niemals, und der Jammer und die Noth und das Elend, die hintennach kommen, lassen noch gar kein Ende absehen.

Wer ist schuld? fragt der Leser zuerst. Und der Wanderer antwortet: Der große Störenfried Europas, Napoleon Bonaparte, der Menschenschlächter Nr. 2 aus diesem Geschlechte, von dessen Händen das Blut von Millionen Menschen trieft. Er hat nicht geruht, bis Fürsten und Völker auf einander gehetzt waren und sich mit unerhörtem Grimm zerfleischten. Hören wir, wie es zunging.

Die Spanier hatten, wie bekannt, die Königin Isabella, die Isabel der Neuzeit, mit ihrer ganzen lieblichen Wirtschaft zum Lande hinausgejagt. Unter den Hauptern der Aufständischen fehlte es aber auch nicht an Streitigkeiten, und um denselben ein Ende zu machen, beschloß man wieder einen König auf den Thron zu setzen. Nachdem man sich lange besonnen und vergeblich nach einem Kandidaten umgesehen, fiel endlich die Wahl auf den Prinzen von Hohenzollern, Leopold, der bisher sich um Politik nicht viel bekümmert hatte. Er erklärte auch richtig, er wolle sich um den spanischen Thron bewerben und der „Königsmacher“ Prim und sein Anhang waren ordentlich froh, daß sich noch Einer fand, der den verwaisten spanischen Thron besetzen wollte. Zwar herrschten in Spanien noch verschiedene Parteien; allein man hatte schon Ausichten für den hohenzollern'schen Prinzen. Dies Alles aber bekam eine ganz andere Gestalt, als der französische Minister Grammont in Berlin sagen ließ, es würde einen großen Spektakel geben, wenn Preußen die Bewerbung des Prinzen Leopold vor sich gehen lasse. Preußen verwies Herrn Grammont direkt an den Prinzen Leopold mit dem Bemerken, es habe ihm, der nicht zum preußischen Königshause gehöre, weder etwas zu erlauben, noch zu verbieten. Prinz Leopold war hierauf taktvoll genug, die Bewerbung zurückzunehmen, da man in Frankreich schon vom Kriege sprach. Aber da zeigte es sich, daß Napoleon absolut den Krieg mit Preußen wollte, denn man gab sich in Frankreich mit dem Zurücktreten Leopolds nicht zufrieden. Man verlangte, der König von Preußen solle in einem Briefe Abbitte wegen des Vor-gefallenen leisten; er solle versprechen, daß nie mehr ein Hohenzollern sich um die spanische Krone bewerben werde, und der französische Gesandte Benedetti war so unver- schämt, den König von Preußen auf der Promenade im Bad Gms anzuhalten und um Erklärung zu bitten. Der König, als der Franzose immer zübringlicher wurde, ließ ihn endlich gar nicht mehr vor sich.

Jetzt schrieb man in Frankreich, Napoleon voran, über Beleidigung der geheiligten Person des Gesandten. Man hörte in Paris nicht auf die vielen, ernstn, mahnenden Stimmen, die vor dem Krieg mit einem durch glänzende Siege gefürchteten Staate warnten. Napoleon wußte, womit das französische Volk zu tödern war; mit der Aussicht auf Oloire, auf Kriegsrühm. Am 15. Juli verkündete Napoleons charakterlotester Diener, der Minister

Ollivier, die Kriegserklärung in der französischen Kammer, und am 19. Juli ward sie offiziell dem König von Preußen angezeigt.

Durch Deutschland erscholl ein Schrei der Entrüstung über die Frechheit des korrumpirten Abenteurers auf dem Throne des anscheinend wahnsinnig gewordenen Frankreich; eine Begeisterung für das Vaterland glühte auf, wie eine ähnliche die Geschichte nimmer kennt. Was ein Jahrtausend in blutigen Kämpfen nicht zu Stande gebracht, das bewirkte der französische Kaiser wider seinen Willen in 8 Tagen: Deutschland ward einig.

Wie mit einem Zauberschlag war der Groll von 1866 verschwunden und der Bayer, der Schwabe, der Hesse und der Badener boten dem Preußen über den Main die tapfere Hand. Vergebens verkündete Napoleon, er habe es nur mit Preußen zu thun und bringe den Süddeutschen Frieden und Freiheit, — er hatte eben gehofft, diese als Verbündete zu gewinnen — man erkannte diesmal sogleich den Wolf im Schafspelz und seine schönen Phrasen wurden verlacht. Er mußte ohne Bundesgenossen bleiben, denn die andern Staaten, England, Rußland, Oesterreich, Italien und die Schweiz erklärten sich sogleich neutral. Nur Dänemark liebäugelte mit Frankreich, zog sich aber bald aus der Sache, als seine Hoffnungen auf Ländererwerb durch den Verlauf des Krieges zu Wasser wurden.

Da stand nun Napoleon allein gegen das kräftige, einige Deutschland und die Donnerkeile des Gewitters, das er freventlich heraufbeschworen, ja an den Haaren herbeigezogen, fielen mit zermalmender Wucht auf sein eigenes Haupt.

Indessen rüstete Napoleon. General Leboeuf ward zum Generalstabschef ernannt, Frossard und Canrobert befehligten den linken, Mac Mahon den rechten Flügel der französischen Armee. Der Kaiser selbst führte das Obercommando. Die französische Armee war mit den bekannten Chassepotgewehren bewaffnet; die Artillerie verstärkten die von Napoleon selbst konstruirten berühmten Mitrailleusen (Kugelspritzen), die sich aber nicht bewähren sollten. Von jeher hatte sich Napoleon als den „Helden der Civilisation“ gerühmt und rühmen lassen und um den Völkern gleich einen Begriff zu geben, woher die französische Civilisation ihren Ursprung nehme, reichte er in seine Heere jene berühmten Räuber- und Mörderbanden aus Afrika ein, die Suaven, Turkos und Siphirs, die zum großen Theil Neger und eigentlich nichts Anderes als bewaffnetes Diebsgesindel waren, um diese auf unser Vaterland in erster Reihe loszulassen. Man kann sich nicht leicht etwas Schändlicheres denken, als die Einföhrung des afrikanischen Wüstenabschaums nach Europa in den Krieg civilisirter Nationen durch den französischen Cäsar und dabei noch seine Verkündigungen, an der Spitze dieser Mordtruppe bringe er den Frieden und die Civilisation. Mit Recht hat ihn ein deutscher Redner einen „Feind des Menschengeschlechts“ geheißen.

Die französische Flotte segelte in starken Geschwadern in die Ostsee, um dort gegen Preußen zu operiren. Man war des Sieges in Frankreich so sicher, daß darauf gewettet wurde, die Franzosen seien bis 15. August in Metz

lin. Die fr. Zeitungen, die in der Prahlerei Göttliches leisteten, betitelten ihre Kriegsberichte nur noch: „Von Paris nach Berlin!“ Die Kurios natürlich fragten die Deutschen mit Haut und Haar auf. Dabei berichtete immer der Kriegsminister, Millionen ständen auf den Beinen, Millionen lägen in den Kasernen bereit, Millionen Gewehre lägen für die Ausrüstung fertig da, während in Wahrheit nicht einmal die ganze Rheinarmee mit Chassepots bewaffnet war und die französischen Reserven mit Prügeln exerciren mußten. Dazu kam noch die Misgerne in Frankreich. Aber freilich, auf dem Wege nach Berlin dachte man die magern Wissen Frankreichs schon zu vergessen.

Diesen faulen Maßregeln gegenüber mußten die raschen, präzis Vorbereitungen Deutschlands, die energischen Bemühungen seiner Führer und die reichen, zu Gebote stehenden Mittel bald mit fürchterlicher Ueberlegenheit ans Licht treten. Der König von Preußen übernahm den Oberbefehl als Bundesfeldherr, Prinz Friedrich Karl und der Kronprinz den Befehl über die einzelnen Heerkörper. Dem General Moltke lag es ob, den Kriegsplan zu machen. Man glaubte selbst in Berlin noch an eine Ueberraschung; als aber am 17. Juli Moltke in seinem Bureau, da ihn seine Umgebung besorgt ansah, ruhig zu seinem Sekretär sagte: „Zweites Schubsack linker Hand“ und man darin den ganzen Kriegsplan fix und fertig entdeckte, begriff man, daß doch etwas vorgesorgt worden sei. Außer Moltke, dessen Genie sich im Jahre 1866 so glänzend bewährte, befehligten General Steinmetz,



General v. Moltke.

v. Goben, Blumenthal u. A. Die deutsche Armee, die sich an der französisch-bayerischen Grenze sammelte, war vom besten Geiste beseelt, und brannnte, den Erbfeind einmal vor sich zu bekommen. Das Zündnadelgewehr versprach seine früheren Leistungen zu wiederholen, wäh-

rend die trefflich verbesserten Geschütze (namentlich die möderischen Revolverkanonen) die Furcht vor den Mikraillensen verschwinden ließen. Im Norden an der Ost- und Nordseeufer hatte General Vogel von Falkenstein den Oberbefehl inne, um vereint mit der preussischen Flotte etwaigen Angriffen der überlegenen französischen Seemacht zu begegnen.

Auch Freiwillige strömten schaarenweise herbei, und manche guten deutschen Aelteren sandten ihre blühenden Söhne mit Thränen in den blutigen Kampf für die gerechte Sache und wie viele — auf Nimmerwiedersehen. (Siehe die Abbildung: Der Abschied).

Im ganzen deutschen Volke war man bemüht, den tapfern Vertheidigern des Vaterlandes ihr Loos so viel als möglich zu erleichtern. Man sammelte in großen Massen Geld, Proviant, Verbandzeug, kurz Alles Nöthige und überantwortete es den Behörden. Die Begeisterung war überall dieselbe; alle Parteien schwiegen; aus dem neutralen Oesterreich und dem fernen Amerika langten ebenfalls Unterstützungen an. Durch die vereinten Anstrengungen Aller kam es dahin, daß in unglücklich kurzer Zeit die deutsche Armee schlagfertig an der Grenze stand. Die Festungen wurden in Belagerungszustand versetzt, die Kehler Brücke zur Verhinderung eines feindlichen Angriffs von Straßburg aus in die Luft gesprengt. Die Deutschen ergriffen die Offensive und spielten den Krieg auf das französische Gebiet hinüber, um unsere geeigneten Pluren und unsere wehrlosen Städte mit ihren Bewohnern vor den gierigen afrikanischen Räuberhorden zu bewahren.

In der Gegend von Saarbrücken entwickelte sich das Vorpiel des blutigen Krieges in täglichen Plänkeleien und Scharmühen. Die Franzosen verpufften ungeheuer viel Pulver, um nur Spektakel zu machen, trafen aber nicht viel. Auf einer Rekognoszirung fielen zwei bairische Offiziere mit ihrer Begleitung in französische Gefangenschaft; ein dritter ward dabei erschossen. Sie hatten sich unvorsichtiger Weise zu weit gewagt.

Am zweiten August fielen die Franzosen mit starker Truppenmacht über Saarbrücken her, in welcher offenen Stadt sich nur eine sehr schwache Abtheilung preussischer Truppen befand. Die Deutschen hielten sich unter beiderseitigem heftigen Feuer so lange als möglich und räumten dann die Stadt, als die Franzosen mit allzugroßer Ueberlegenheit heranbrängten. Das Jubelgeschrei, das man in Frankreich über diesen unbedeutenden Vortheil erhob, der deutscherseits nicht einmal als eine Schlappe bezeichnet werden konnte, entzieht sich jeder Beschreibung. Jetzt konnte natürlich zum Sieg Nichts mehr fehlen; in wenigen Tagen mußte man ja vor Berlin stehen. Der Kaiser telegraphirte an Madame Eugenie einen glänzenden Sieg bei Saarbrücken, was diese und die bonapartistischen Journale natürlich satifam ausbeuteten, um das bedauernswürdige, betrogene Pariser Volk noch tiefer in den Abgrund der Lüge und der Täuschung zu stürzen. Auch der kaiserliche Prinz, der kindische Luis, sollte bei dieser Gelegenheit dem Volke als Mär aufgebunden und zu seinem Liebling gestempelt werden. Napoleon berichtigte, in dünnen Worten gesagt, der Junge zeige für die Menschenschlächtigkeit schon ganz vortreffliche Anlagen zu seinem Alter und berechtigten zu den schönsten Hoffnungen, sein würdiger Nachfolger zu werden. Die äl-

tehen Soldaten hätten vor Nührung geweint beim Anblick der Kaltblütigkeit, mit welcher der heldenmüthige Knabe eine heranrollende feindliche Kugel aufgehoben und zum Ansehen in die Tasche gesteckt habe.

Der Ernst des Schicksals und der Donner der deutschen Geschütze sollte den Menschenfeind, der auch jetzt noch mit dem Geschick der Völker spielen zu können glaubte, schrecklich von solchen Hanswurstlieden aufjagen.

Molitte hatte gesagt: „Wenn Napoleon bis 20. Juli den Rhein zwischen Koblenz und Mannheim nicht sieht, so sieht er ihn niemals wieder“, und er hatte Recht. Am vierten August lauteten die Nachrichten anders, als am zweiten. Die Division Douay, zum Armeecorps des Marschalls Mac Mahon gehörig, hatte die Stadt Weissenburg, auf französischem Gebiete an der Grenze des Elsaß und der bayerischen Pfalz gelegen, besetzt. Gegen sie zogen das 5te und 11te preussische und das 2te bayerische Armeecorps heran, von der Südarmerie unter dem Kronprinzen von Preußen. Weissenburg ward von den Deutschen angegriffen und sammt den dahinter liegenden, ebenfalls von den Franzosen besetzten Höhen erkürrt und die Franzosen, nachdem sie überall geworfen, in Flucht aufgelöst. General Douay wollte diese erste Niederlage nicht überleben und suchte verzweifelt den Tod, welcher ihm denn auch durch eine Kugel zu Theil ward. Ein Geschütz ward erobert und über 800 Gefangene, worunter viele Turkos und Juaven, gemacht. Leider waren auch auf deutscher Seite die Verluste sehr bedeutend, da das Gefecht durch die gedeckte Stellung der Franzosen äußerst hartnäckig und blutig geworden war.

Die gefangenen Afrikaner wurden als die „Träger der Civilisation“ nach Deutschland geschickt, um dem deutschen Volke zu zeigen, mit welchen lebenswürdigen Helsen Napoleon die Welt mit der Civilisation beglücken wollte. Leider trat dabei eine Kundgebung zu Tage, welche uns fast glauben ließ, als habe die Art Napoleons, die Welt mit Afrikanern zu civilisiren, Anklang gefunden, nämlich bei den deutschen Damen.

Für diese waren natürlich die Afrikaner sehr „interessant“, was übrigens beim bloßen Ansehen derselben hätte hinreichend an den Tag gelegt werden können; daß aber einzelne Damen, namentlich aus vornehmen Häusern, die verwundeten Turkos beinahe zärtlich hätschelten, sie mit Lederbissen versahen und ihre deutschen Brüder, die ihr Blut vergossen, um gerade diese Dämchen vor Napoleons Raubschaaaren zu schützen, unbedacht daneben liegen ließen, und nicht einmal ein Wort des Trostes für sie hatten, sondern mit viel mehr Vergnügen die rohen Verklöße des afrikanischen Gefindels gegen die Sittlichkeit anhörten und ansahen, das gibt nicht nur ein sehr sonderbares Bild vom Patriotismus deutscher Frauen und Jungfrauen, sondern schlägt auch den Begriffen von weiblicher Würde,

von Sittsamkeit und weiblichem Anstand geradezu ins Gesicht. Das kommt eben von den Instituten, wo die feine französische Bildung Krumpf ist. Der Wanderer findet es ganz natürlich; Wenn deutsche Mädchen französisch erzogen, gekleidet, nur mit französischen Namensellen in Umgang gebracht und das Deutsche in ihnen mit Gewalt zu erkiden gesucht wird, ist es denn da ein Wunder, wenn sie französisches Kummengefindel anständigen deutschen Männern vorziehen? Das sind auch Resultate heutiger Bildung.

Von Weissenburg drang die siegreiche Armee des Kronprinzen westlich gegen die Festung Bitsch vor. Am sechsten August waren es gerade 30 Jahre, daß Napoleon in Boulogne landete,



Der Abschied.

mit Speck am Hute, um den berühmten Adler anzulocken, und die Worte proclamirte: „Mein Herz möge mir in der Brust vertrocknen, so ich jemals etwas gegen die Freiheit des französischen Volkes unternehme. Es lebe die Republik!“ Das Schicksal hat seine Launen und macht gern Wiße. So auch hier, indem es die denkwürdige Schlacht von Wörth auf den sechsten August verlegte.

Zwischen Bitsch und Hagenau, bei dem unbedeutenden Orte Wörth, stieß der Kronprinz am Morgen des 6ten August auf die Armee Mac Mahons, des Siegers und deshalb Herzogs von Magenta, berühmt von dem österreichisch-französischen Kriege von 1859, und als der beste General Napoleons bezeichnet. Er führte Kerntuppen gegen den Kronprinzen, dessen Streitkräfte zum größern Theile aus Bayern und Württembergern, zum geringern Theile aus Preußen bestanden. Die Schlacht begann

Morgens und dauerte bis Nachmittags 4 Uhr. Trotz der vortheilhaften Stellung, die Mac Mahon eingenommen, trotz der Mitrailseusen, trotz der glänzenden Chargen der französischen Kürassiere, trotz der Juaven und Turkos — diese hatten die Bayern vor sich und der Kampf zwischen den wilden Afrikanern und den kräftigen Bayern soll wirklich grauenhaft gewesen sein — wurden die Franzosen mit solch vernichtender Wucht aufs Haupt geschlagen, daß von der ganzen stolzen Armee nur einige elende Trümmer übrig blieben und überhaupt ihr Name aus dem Kriege verschwand. 4000 Gefangene, 34 Geschütze, 6 Mitrailseusen und 2 Adler blieben in den Händen der Deutschen, deren Verluste freilich auch sehr bedeutend waren. Mac Mahon entrannt nur durch die schnellste Flucht, sein Gepäck und das der ihn begleitenden Damen im Stiche lassend.

Am selben Tage ward die andere Hauptarmee der Franzosen unter General Frossard, dem Erzherzog des Prinzen Louis (der, wie es scheint, auch besser versteht, Kinder zu verderben, als Kriegsrubm zu erwerben) von den Deutschen unter Prinz Friedrich Karl und General Steinmetz bei Saarbrücken und Forbach in die Flucht

geschlagen, gänzlich aufgelöst und in der Richtung gegen Metz zurückgedrängt.

Unendlichen Jubel erregte die Kunde dieser großen Siege in Deutschland, da man sich nun vor dem Einbruch des räuberischen Feindes gesichert sah.

In Metz sammelte Napoleon seine geschlagenen Truppen und verstärkte sie mit frischen. Dem französischen Volk wurden natürlich geschminkte Berichte zu kosten gegeben. Napoleon appellirte an das Volk zur Rettung des Vaterlandes. Da erhoben sich in seinem Rücken

Truppenmassen und es entspannen sich eine Reihe von Kämpfen, die, hin- und herschwanfend, für beide Theile entsehrlich blutig waren, aber doch mit endlichem entscheidenden Sieg der Deutschen endeten. Vom 14. bis 18. August dauerten diese fürchterlichen Kämpfe und die Orte Mars la Tour, Courcelles, Gravelotte und Metz sahen Entsehrliches. Die Preußen mußten die französische Hauptarmee unter Bazaine, die in der Richtung nach Paris abzuziehen wollte, zurückzuhalten und zur Entscheidungsschlacht zu bringen suchen, was mit



„ Sacrrre tonnerre — wo ist verdamnter Preuß ? “

schon die Vorläufer des Gespenstes, der Revolution, in der Kammer. Er mußte den Oberbefehl niederlegen und Bazaine, der Verräther Maximilians in Mexico, erhielt ihn. Von Lebocuf hörte man nichts mehr. Trochu erhielt den Oberbefehl über Paris.

Immer deutlicher wurden die Umrisse des großen, mit bewundernswerthem Scharfsinn combinirten Moltkeschen Kriegsplanes sichtbar. Wie mit ehernen Armen umfaßten die gewaltigen deutschen Heersäulen den Feind und drängten ihn auf Metz zurück, während der Kronprinz, der nach dem Sieg bei Wörth über Mac Mahon keinen Feind mehr vor sich hatte, gegen Chalons marschirte. Vor Metz konzentrirten sich beiderseits

ansäglischen Dyfern auch gelang. Am 18. August wurde Bazaine bei Rezonville, westlich von Metz, trotz seiner starken Stellung, von den Deutschen unter dem Oberbefehl des Königs von Preußen angegriffen und in einer mörderischen Schlacht so vollständig geschlagen, daß er mit den Resten seiner Armee in Metz eingeschlossen und von Paris abgeschnitten ward.

Napoleon war nach Chalons entronnen. Man achtete nicht mehr auf ihn und General Trochu, einer seiner Gegner, ward zum Kommandanten von Paris ernannt. Dort erhielten die Minister, den lächerlichen Falkav an der Spitze, noch immer das Volk im Wahn, die Franzosen seien im Siegen begriffen, während schon



es enthielten sich die  
und herbeizuführen, sie  
waren, aber doch mit  
er Deutschen erboten, die  
in diese feindlichen  
Leur, Gourcelles, Brant  
Verfälschung. Die  
plattweise unter Bazaine, in  
abziehen wollte, zurück  
nicht zu bringen haben, mit

Am 18. August  
weilich von Metz, nur  
in den Deutschen unter  
den Franzosen angegriffen und  
se vollständig geschlagen  
in Metz eingeschlossen  
in Metz.

Man  
alsdann entziehen. Man  
General Frenzy, aus  
kommantanten von Bort  
Minister, den Kaiserliche  
immer das Volk im  
begreifen, während die

am 25. Mac Mahon mit seinen neu gesammelten Truppen die Stadt Chalons mit dem berühmten festen Lager dem anbringenden Kronprinzen ohne Schwertstreich überließ. Trochu dagegen machte energische Anstalten zur Vertheidigung der Stadt Paris. Die Zeitungen bemühten sich, das französische Volk zu einer Erhebung gegen die Deutschen zu bewegen, indem sie dieselben als die größten Ungeheuer schilderten, die sengten und brennten, Alles mordeten, kurz keinen Stein auf dem andern ließ. Daher die große Erbitterung des französischen

reiche gute Sache des Vaterlandes" nur so weiter zu führen.

Die Deutschen drangen indessen rasch vor, den geschlagenen Bazaine in Metz eingeschlossen haltend. Am 30. August riefen sie bei Beaumont, südwestlich von Sedan, auf Mac Mahon, der mit einer starken Armee dem bedrängten Bazaine zu Hülfe kommen sollte. Nach heftigem Kampfe wurden die Franzosen mit bedeutenden Verlusten ihrerseits in der Richtung gegen Sedan an die belgische Grenze zurückgedrängt. Unter den Mauern



„Hier, Monsieur Turco!“

Volkes und dessen Feindseligkeiten gegen die deutschen Soldaten, während doch bekanntlich wahrhaft untadelige Mannszucht gehalten wurde. Die Franzosen dagegen benahmten sich in einer Weise, die allem Völkerrecht geradezu Hohn sprach: Sie schossen auf Parlamentäre, sie vertrieben die eingewanderten Deutschen und peinigten sie dabei auf jede Weise. Dazu kamen noch die lügenhaften Pariser Berichte, welche aufmunterten, die „sieg-

von Sedan dauerte am 31. August und 1. September der Kampf ununterbrochen fort, während Bazaine aus Metz auf allen Punkten ausfiel. Der Abend des ersten September sah Bazaines Angriffe überall zurückgeschlagen, ihn selbst nach Metz zurückgeworfen und dort enger als je umschlossen, während ebenso unter den Festungswerken von Sedan die Franzosen von allen Seiten zurückgeworfen, theils in wildeste Flucht aufgelöst und zer-

sprenge, theils mit Napoleon und dem schwerverwundeten Mac Mahon — der Tapferkeit dieses Generals kann man die Achtung nicht versagen, obwohl gerade er die schwersten Niederlagen erlitt — in Sedan eingeschlossen wurden. Viele der Fliehenden flüchteten über die belgische Grenze, wo sie von den zur Wahrung der Neutralität aufgestellten belgischen Truppen entwaffnet wurden. Am Morgen des 2. September unterhandelten die Deutschen mit General Wimpffen, der an Stelle Mac Mahons das Ober-Commando übernommen hatte, und das Resultat der Unterhandlungen war, daß die ganze französische Armee, über 80,000 Mann stark, auf Gnade und Ungnade die Waffen streckte und sich kriegsgefangen gab. 500 Geschütze, 70 Mitrailleusen und 10,000 Pferde waren eine nicht unerwünschte Beigabe des großen Sieges.

Nicht Jubel, sondern Erstaunen erregte die Gefangenahme Napoleons selbst. Die Laufbahn dieses Abenteurers hörte mit einer That der erbärmlichsten Feigheit auf. Er hatte nicht einmal den Muth, sich in die feindlichen Bajonnette zu stürzen und so wenigstens rühmlich unterzugehen, nein, in der Stunde der Gefahr verließ er sein für ihn blutendes Heer, sein betrogenes Volk und suchte bei der Gnade des Feindes Schutz. Wohl hätten sich die französischen Waffen gegen seine eigene Brust gefehrt. Er überließ Alles seinem Weibe, die immer noch zu Paris als Regentin figurirte.

Der König von Preußen nahm den Cäsaren, von dem man behauptete, er habe bei seiner Uebergabe den Degen zum ersten Male gezogen, freundlich auf und ließ ihn über Belgien nach Deutschland transportiren. Dort wies man ihm das prächtige Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel, einen der schönsten Orte Deutschlands, unter mäßiger Beschränkung der Freiheit zum Aufenthalt an. Die gefangenen Franzosen wurden in die Festungen durch ganz Deutschland vertheilt.

Viele mahnenden Stimmen erhoben sich, dieses Verfahren gegen den französischen Cäsaren als zu mild verurtheilend. Jedenfalls ist für Deutschland der Umstand, daß Napoleon gefangen wurde, oder besser gesagt, sich gefangen nehmen ließ, weit unangenehmer, als wenn er sich geflüchtet hätte, oder gefallen wäre; dies wird sich zeigen, sobald es zum Friedensschlusse kommt, vielleicht noch früher.

Von da an concentrirte sich der Krieg zum großen Theil um die zwei starken Hauptfestungen Straßburg und Metz, die sich noch immer tapfer vertheidigten, während der König und der Kronprinz den Marsch gegen Paris nach kurzem Rasten von der Blutarbeit fortsetzten.

Vor Straßburg lag die badische Division, unter dem Oberbefehl des preußischen Generals von Werder, mit einer starken preußischen Abtheilung vereinigt. Sie hielten die Stadt eng umschlossen und die furchtbaren Belagerungsgeschütze mit ihren 150pfündigen Geschossen richteten entsetzliche Verheerung in dem unglücklichen Straßburg an. Flüchtige Deutsche, die wie auf barbarische Weise aus ganz Frankreich, so auch aus Straßburg ausgetrieben wurden, erzählen von dem unsäglichen Elend, das in Straßburg herrschte. Allein alle Vermittlungsversuche scheiterten an der Halsstarrigkeit des Commandanten, des alten Uhrich; sogar auf badische Parlamentäre wurde gefeuert. Das auf deutscher Seite

Straßburg gegenüber liegende Kehl ward von den Franzosen mit Brandkugeln beschossen und nicht weniger verheert, als Straßburg selbst.

Im obern Elsaß, bei Mühlhausen und Colmar, sammelten sich französische bewaffnete Banden, die bei Belingen eine nächtliche Invasion in's Badische wagten und fortwährend auf die hart am Rhein passirenden Eisenbahnzüge feuerten. Dies hörte auf, als sogleich badische Truppen bei Mühlheim Stellung nahmen und den Rhein mit Geschützen besetzten.

Bazaine vertheidigte sich hartnäckig in dem eng eingeschlossenen Metz. Mit der Niederlage Mac Mahon's bei Sedan mußten alle seine Hoffnungen auf Entfesseln schwinden. Der Typhus brach in Metz aus; die vielen Verwundeten von den Schlachten vom 14. bis 18. August trieben die Noth aufs Höchste, nach Ausfuge gefangener Franzosen.

Da mit einem Male gestaltete sich Alles anders. Ein Corps von 30,000 Mann, unter dem Befehl von General Vinoy, das Mac Mahon hätte unterstützen sollen, entran der Katastrophe von Sedan. Die Unzufriedenheit stieg; die Kaiserin Eugenie und der Mitrailleusenprinz entflohen über die belgische Grenze, und am 5. September erklärte sich Frankreich zur Republik.

Diese Bewegung ging von der Linken, von der republikanischen Partei im gesetzgebenden Körper aus. Der gesetzgebende Körper ward aufgelöst, Napoleon und seine Dynastie abgesetzt und eine neue Regierung gebildet. Trochu, schon lange als Gegner Napoleons bekannt, blieb Gouverneur von Paris. Der bekannte Jules Favre ward Minister des Aeußern, der Advokat Gambetta Minister des Innern; im Uebermuth ernannte man sogar zwei Civilkommisäre für das Elsaß. Die republikanische Regierung beschloß Krieg bis auf's Messer, wie dies aus dem bekannten Circular Jules Favre's ersichtlich; als ihren Hauptzweck bezeichnete sie die Vertreibung der Fremden von französischem Gebiete. So kann der Krieg sich in die Länge ziehen, da die Franzosen nach Jules Favre sich zu keiner Gebietsabtretung verstehen, die Deutschen aber natürlicher Weise nun nicht ohne Weiteres die errungenen Vortheile aufgeben wollen. Außer der Schweiz und den Vereinigten Staaten von Nordamerika hat auch Belgien, Spanien und Portugal die Republik Frankreich anerkannt.

In Paris wurde der berühmte Demokrat und Gegner Napoleons, Henry Rochefort, sofort nach Verfindigung der Republik aus seinem Gefängnisse, in dem er seit längerer Zeit schmachtete, befreit und unter großem Jubel des Volkes von Paris unter die Zahl der Mitglieder der provisorischen Regierung aufgenommen.

Während der Wänderer dies schreibt, dringt unsere siegreiche Armee unaufhaltsam gegen Paris vor. Vielleicht sind die leichten Reiter schon vor den Mauern der Weltstadt angelangt und umschwärmen dieselben auf ihren sinken Kössen.

Leider haben wir vom 10. September ein Unglück zu beklagen. Der französische General Thiermin in der Citadelle von Laon capitulirte; plötzlich flog Mittags 12 Uhr die Pulverkammer in die Luft, wobei eine Menge Deutsche und Franzosen getödtet und verwundet wurden. Man vermuthet Verrath als das Motiv dieses Ereignisses.

So ist plötzlich das Ende des Krieges, welches so nahe zu liegen schien, durch die Verblendung und Hartnäckigkeit der Franzosen in die Ferne gerückt und noch viel Blut kann vergossen werden, bis endlich wieder der milde Segen des Friedens über uns waltet. Es steht auch eine Einmischung der fremden neutralen Mächte zu fürchten, besonders da auch Italien, nachdem Napoleon die französische Besatzung von Rom zurückgezogen, sich gerüftet hat, um den Kirchenstaat dem Papste zu entreißen. Der Einmarsch in das römische Gebiet ist bereits erfolgt.

Daran aber muß und wird Deutschland festhalten: an der Abtretung der uns früher mit Gewalt entzogenen Länder Elsaß und Lothringen, sowie an der Forderung genügender Entschädigungen für diesen furchtbaren Krieg, in den es ohne seinen Willen verwickelt wurde. Nie war die Gelegenheit schöner und günstiger, alles Unrecht zu sühnen und alles angeklammertes Recht wieder geltend zu machen, als gerade jetzt, da der Erbfeind, von deutscher Kraft überwunden, am Boden liegt.

Hier muß der Wanderer schließen und die Erzählung des Weitern auf ein ander Mal verschieben. Aber stolz darf der Deutsche sein auf sich selbst im Bewußtsein seiner Kraft und nimmer werden ihn die Fremden über die Achsel ansehen. Der Wanderer hat nur noch zu wünschen, daß die glänzenden Thaten nach Außen auch ihre innern Früchte tragen, daß der Preis des Sieges ein mächtiges einiges und vor Allem ein freies Deutschland sein möge. Gott helfe dazu!

Es ist Eine, wie ein Bär.

Matheis zum Sepp: Ich habe gehört, Du seiest ein Hochzeiter.

Sepp: Ja wohl, am Sonntag laß ich die Hochzeit verkünden.

Matheis: Was häst für eine Braut? Ist's auch eine schöne?

Sepp. Gewiß ist e schöne! Schau Matheis: Es ist Eine, wie ein Bär.

Gänse stopfen.

In einem Dorfe am See kauften zwei Mädchen je eine Gans, um sie zu stopfen und hernach die Gansleber zu verkaufen zum Erfasse des Ankaufs. Das Fleisch sollte auf des Vaters Namenstag einen fetten Braten auf den Tisch geben und die Federn den Mädchen gehören.

Also frug die Salome ihre Kameradin, wie es mit ihrer Gans gehe, ob sie schon recht fett sei. Die Brena sagte: ich weiß nicht recht, meine Gans gefällt mir gar nicht mehr, sie kann kaum noch den Kopf tragen; ich glaube, die hält's gar nicht aus.

Salome: Meine ist wohl auf und hat schon

zugelegt; aber sag' einmal, wie hast du's denn gemacht?

Brena: Ha, wie habe ich's gemacht. Wie man's macht, wenn man Gänse stopft. Ich habe ihr den H...n mit Faden zugenäht, in einen Korb gesetzt und...

Salome lacht und lacht und die Brena wird feuerroth. So den H...n hast du zugenäht? da glaube ich's, daß sie's nicht aushält.

Praktisch!



Gnäd'ge Frau: Was gibt es Neues in der Stadt, Johann?

Johann: Der Bediente des Hauptmann v. Schmidt sagt mir, daß soeben sein Herr mit der gnädigen Frau und den Kindern verreist ist.

Gnäd'ge Frau: Wenn du das gewiß weißt, geh' sofort zu Schmidt's, gib diese Karte ab und sag' ich würde mich sehr freuen, wenn mir der Herr Hauptmann nebst Familie heute die Ehre geben wollte. Das Essen beginnt Punkt 4 Uhr.

Neujahrs-Gruß.

Ein Dorfschullehrer schickte am 1. Januar 1870 den Verheiratheten der Gemeinde das folgende gute Neujahrs-Wünschlein:

„Guch möge schenken das Gesicht  
Nur lauter gute Kinder;  
Das wünsch' ich stets zu Eurem Glück,  
Zu meinem auch nicht minder.“

## Richtige Antwort.



Untersuchungsrichter. Ihr Name, Frau?

Frau. Ich heiße Lehmann.

Untersuchungsrichter. Ihr Alter?

Frau. Na, wenn ich Lehmann heiße, so heißt mein Alter auch Lehmann.

## Schwäbische Treue.

Warum wein'st denn so, Kätherle? — Sollte ich nit weine, Hochwürde? Meia Seppel muß ja unter d'Schwalangscheer! — Na, tröß' dich, er kommt ja in drei Jahren zurück! — Ja, mein Herrgöttel, derweil haun i schon lang an Andern!

## Ergebniß der Gewinnziehung von 1870.

Am 20. März 1870 wurden in Gegenwart mehrerer Urkundspersonen die vier Nummern herausgelost, welche die Prämie von 110 fl., sowie die Verkäuferprämie im Betrag von 27 fl. 30 kr. erhalten, und es fiel auf **Nr. 12,652** der erste Gewinn mit fl. 50. **Nr. 61,123** der dritte Gewinn mit fl. 20. **Nr. 50,557** der zweite Gewinn mit fl. 25. **Nr. 80,413** der vierte Gewinn mit fl. 15.

NB. Den ersten Gewinn mit fl. 50., sowie die Verkäufer-Prämie mit fl. 12. 30. erhielt Herr Eduard Noppel in Hilzingen.

Den vierten Gewinn erhält Herr Carl Kromer in Neustadt und die Verkäufer-Prämie wurde an die Herren Gebrüder Kromer dort ausgezahlt.

**Auflösung der Räthsel.** 1. Die Bürste. — 2. Mehr Fische, denn die Steine sind unter dem Wasser. — 3. Keine, sie müssen hinein gethan werden. — 4. Das Licht.

## Die Mitgiftsfrage.

Ein Jude wünscht seinen Sohn zu verheirathen; er hört von einer guten Partie und will den Sohn nach dem ziemlich entfernten Wohnort des Mädchens zur Werbung schicken. Da er aber erfahren hat, daß der Vater des Mädchens sich üble Dinge habe zu Schulden kommen lassen, ja sogar im Gefängnisse gefessen oder verlei, so gibt er dem Sohne vor der Abreise zur Brautschau auf, sich genau nach diesen Vorkommnissen zu erkundigen und je nachdem seine Erkundigung ausfällt, seine Forderungen in Betreff der Mitgift zu stellen und zwar: „Hat der Vater des Mädchens blos Bankerott gemacht — forderst du 20,000 Thlr. Mitgift. Hat er aber im Gefängniß gefessen, 30,000 Thlr. u. s. w.“

Mit dieser Instruktion versehen, reist der Sohn ab. Am Wohnort des Mädchens erfährt er aber nun, daß ihr Vater wegen der größten Spitzbubereien gehängt worden ist. Für diesen, nicht vorhergesehenen Fall hatte der Freier keine Instruktion und so telegraphirt er an seinen Vater:

„Gehent! Was soll ich fordern?!“

## Rezept.

„Sie, Herr S., Sie san doch a Nürnberg, sagen S' mer amol, wie macht mer denn an guten Ochsenmaulsalat?“ „Neme S' Essig und Del in Mund und schütteln Sie's gut, so wird er ausgezeichnet.“